

Robert Riemann

(1877 – 1962)

Dummheit und Einsicht in achtzig Lebensjahren (1877 – 1957)

Die Kapitel

- 1 Familientraditionen
- 2 Hugo Riemann
- 3 Konrad Bertelsmann
- 4 Freundschaft und Dichtung
- 5 Thomaner, Student, Soldat
- 6 Paul Beck
- 7 Die Oberrealschule
- 8 Der Deutsche Monistenbund (6. August 2015)**
- 9 Kleine Kriegserlebnisse
- 10 Die neue Ordnung
- 11 Mann der Öffentlichkeit
- 12 Stadtrat
- 13 Schwarzarbeiter
- 14 Idyll am Bodensee
- 15 Heimkehr und Abschied
- 16 Mein achtzigster Geburtstag

Herausgegeben von Tord R. Riemann, Königs Wusterhausen, 2008-2015

Copyright:

Das Werk unterliegt der [Creative Commons Lizenz \(by-nc-nd\) – 3.0 Deutschland](#). Die Rechte liegen beim Herausgeber, Dr. Tord R. Riemann. Sie dürfen das Werk vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen. Sie müssen dabei mindestens folgende Quellenangaben nennen: *Robert Riemann, Dummheit und Einsicht (Hrsg. Tord R. Riemann, www.hugo-riemann.de, 2008-2015)*. Dieses Werk darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden. Dieses Werk darf nicht bearbeitet oder in anderer Weise verändert werden. Im Falle einer Verbreitung müssen Sie anderen die Lizenzbedingungen, unter welche dieses Werk fällt, mitteilen. Am einfachsten ist es, einen Link auf die Creative Commons 3.0 Web-Seite einzubinden. Jede der vorgenannten Bedingungen kann aufgehoben werden, sofern Sie die Einwilligung des Rechteinhabers dazu erhalten. Diese Lizenz lässt die Urheberpersönlichkeitsrechte unberührt. Die juristisch genaue Fassung sehen Sie im genannten Weblink.

Achstes Kapitel.

Der deutsche Monistenbund

In meiner Entwicklung hat der Monistenbund eine große Rolle gespielt, obwohl er erst in sie eingriff, als ich schon über dreißig Jahre alt war. In demselben gemächlichen Tempo, in dem ich mein Leben überhaupt erledigt habe, bin ich erst unter die Monisten gegangen, habe mich dann den Marxisten unter ihnen angeschlossen und im vermutlich letzten Jahrzehnt meines Lebens den Leninismus in mich aufgenommen. Da die bürgerliche Gesellschaft seit etwa hundert Jahren als das eigentliche Kennzeichen der Roten den Atheismus betrachtet, bedeutet schon der Eintritt in den Monistenbund den Austritt aus der bürgerlichen Gesellschaft. Es gab in dieser allerdings hier und da noch einige Altliberale, die von der Kirche nichts wissen wollten, weil diese oft der Reaktion Handlangerdienste geleistet hatte. Solche Leute wurden aber als altmodische Sonderlinge betrachtet. Einige von ihnen waren reich und gewährten den Monisten finanzielle Unterstützung. Daher wurde eine Masse von Schriften freigeistigen Inhalts gedruckt, die keineswegs auf einem hohen Niveau standen. Die Veröffentlichungen erweckten den Anschein, daß eine gewaltige Organisation der Kirchenfeinde entstanden sei. In Wahrheit handelte es sich nur um eine lockere Zusammenfassung verstreuter kleiner Gruppen, die über viele Punkte verschiedener Meinung waren. An der Spitze des Bundes erschienen bisweilen bedeutende Naturwissenschaftler und Soziologen, aber immer nur solche, die Eigenbrötler waren. Sie glaubten, daß die Zeit des Christentums vorüber sei, und daß eine Art von Religion der Technik geschaffen werden könne und müsse. Sogar einige liberale Theologen hielten es für zeitgemäß, das naturwissenschaftliche Weltbild mit einigen Vorbehalten zu bejahen. Sie gingen in die Versammlungen der Monisten, hielten Reden, in denen der Gottesbegriff zwar beibehalten, aber in Verschwommenheiten aufgelöst wurde, und erlangten in einigen Ortsgruppen sogar den Vorsitz. Da diese Pastoren aber nach kirchlichem Ritus weiter taufte, konfirmierten, trauten und begruben, begriff man nicht recht, wo ihr Christentum aufhörte und ihr Monismus begann. Manche von ihnen schienen das selbst nicht zu wissen. Viel seltener erschienen im Monistenbund Katholiken. Diese gerieten in den Verdacht, Sendlinge der Papstkirche zu sein, die in den Reihen der Monisten Verwirrung anrichten sollten.

Am meisten trugen zur Überschätzung der monistischen Bewegung ihre Gegner bei. Es war in solchem Grade der Fall, daß ich 1930 in einer vertraulichen Beratung der Führer in Berlin einmal gesagt habe: „Es ist ein wahres Glück, daß unser Ruf viel besser ist als wir.“ Man hielt uns für gefährlich. Die Frommen gründeten sehr überflüssige Gegenbünde. Redegewandte Kapläne setzten sich auf die Eisenbahn, fuhren in alle größeren Städte und hielten warnende Vorträge. Sie entwarfen vor ihren Zuhörern Schreckensbilder von der öden Verstandeskultur, die alles Verehrte und Heilige gewissenlos herabwürdigte, die Moral beseitige und die Menschheit entsittliche. In etwas merkwürdiger Zusammenstellung erschienen wir, wenn solch ein Bußprediger rief: „Eure Söhne und Töchter werden von Tangotänzern und Monisten verdorben und entmensch.“ Davon fühlte ich mich nicht getroffen, da ich nicht einmal Walzer tanzen konnte, geschweige denn Tango. Auch Beck war ein überaus schlechter Tänzer. Er sagte mir einmal, er mache keinen Ball mehr mit, weil es ihm mehr als einmal passiert sei, daß ihn seine Dame einfach stehen ließ, weil sie merkte, daß er gar nicht fähig war, sich dem Rhythmus des Tanzes anzupassen. Er tanzte also in jedem Sinne des Wortes aus der Reihe. Aber da die Monisten für alles Unsittliche verantwortlich gemacht wurden, ernannte man sie auch zu Tangotänzern. Privatdozenten der Philosophie schrieben kein Buch mehr, ohne zunächst ihren Abscheu vor dem Monismus Ausdruck zu geben. Das war der bequemste Weg, um der Öffentlichkeit zu beweisen, daß man vorschriftsmäßig dachte. Wenn man diese Scheidewand aufgerichtet hatte, konnte man sich hinter derselben sogar kleine Ketzereien leisten, etwa bei der Erörterung der Willens-

freiheit; denn irgendwo wollte man doch auch originell sein. Dieser ungeheure Lärm, den man um uns veranstaltete, war eine solche Reklame für uns, daß er in unsere Reihen Leute führte, die irgend etwas ganz Satanisches erleben wollten. Sobald sie die Harmlosigkeit der angeblichen Teufelskinder erkannten, zogen sie enttäuscht wieder ab. Wir glichen von vornherein einer Versammlung, in die fortwährend neue Zuhörer strömten, während andere den Saal bereits wieder verlassen. Eine solche Fluktuation bewahrt vor der Versteinerung, aber sie schwächt zugleich. Der Monismus war ein Gärungsstoff. Er hat viele angeregt und vielen Unbehagen verursacht, aber weder Großes erreicht noch entscheidende Zerstörungen in den Jahren von 1906 bis 1933, in denen der Monistenbund bestand, angerichtet.

Sehr oft ist dieser für eine getarnte Organisation der Sozialdemokratie erklärt worden, aber in seinen Anfängen hatte er gar nichts mit ihr zu tun und in seinem Endstadium hat er vollkommen offensichtlich mit ihr Verbindung gesucht, ohne dabei jedoch auf große Gegenliebe zu stoßen. Beck pflegte zu sagen, man scheue die Verbindung mit uns wie die Umarmung eines Schornsteinfegers. Ernst Haeckel (1834-1919) stand politisch so weit rechts, daß der Bruder Klara Zetkins, ein unentwegter Altliberaler, mich einmal erbittert anknurrte: „Euer Haeckel war politisch ein Idiot.“ Als schroffer Gegner des Zentrums war das Haeckel aber sicher nicht. Als er konfirmiert wurde, rechnete er darauf, beim Genuß des Abendmahls Fleisch und Blut zu schmecken, und war tief enttäuscht, als Brot und Wein sich nicht verändert hatten. Der protestantische Konfirmandenunterricht, den er genoß, kann nicht sehr gründlich gewesen sein. Sonst würde der Knabe Haeckel gewußt haben, daß sich sogar nach der katholischen Auffassung der Transsubstantiation zwar die Substanz ändert, aber nicht ihre Eigenschaften. Diese Unterscheidung ist scholastisch, aber die Völker haben sich unter dieser ideologischen Parole von den Hussitenkriegen bis zum Dreißigjährigen Kriege die Schädel eingeschlagen. Heute wissen manche Pastoren, wie ich das bei meinem Onkel Oberkonsistorialrat selbst festgestellt habe, nicht mehr recht, inwiefern sich die Substanz eines Dinges von der Summe seiner Eigenschaften unterscheidet. In der Naturwissenschaft gibt es keinen solchen Unterschied. Es handelt sich um Magie. Die Hostie bekommt nur die magischen Eigenschaften des geopferten Gottes und teilt sie dem mit, der genießt, so daß er unsterblich oder selig wird. Für Auge und Geschmack ändert sich gar nichts, wie das bei Zauberstäben, heiligen Steinen, Wurzeln oder Knochen ja auch nicht der Fall ist. Der evangelische Pastor unserer Tage kommt in eine schwierige Lage, wenn er die Kinder in das magische Denken versenken und zugleich den Protestantismus als die Befreiung vom katholischen Aberglauben des Mittelalters hinstellen soll. Eine von der Kritik geläuterte Magie ist ein ebenso unmöglicher Begriff wie eine von der Wissenschaft gereinigte Astrologie, obwohl Goethe eine solche für möglich gehalten hat, wie aus seinem Briefwechsel mit Schiller über den „Wallenstein“ hervorgeht. Man kann natürlich sagen, daß Haeckel schon als Knabe die Schwäche des Ritus erkannt hat, der überall der älteste und zugleich der lebendigste Teil der Religion ist. Wenn man, wie ich, seit der Konfirmation nicht zum Abendmahl gegangen ist und zehn Jahre später beim Militär zwangsweise wieder dazu geführt wird, kommt man in eine völlig fremde Welt und fühlt sich plötzlich in die Steinzeit oder an den Kongo versetzt. Noch viel stärker hat man denselben Eindruck, wenn man das Messewunder in einer katholischen Kirche miterlebt. Dazu hatte ich auf dem Rückmarsch 1918 in einem Eifeldorf Gelegenheit. Die Gemeinde liegt auf den Knien und darf nicht aufblicken, während der Priester durch die Zauberformel: „Hoc est corpus meum“ (Dies ist mein Leib) die Verwandlung vollzieht. Die Kritik Luthers am Abendmahlbegriff ist weder so gesund noch so radikal wie die des Volkes, das aus dem „hoc est corpus“ das Wort Hokusfokus gemacht hat und damit jeden Humbug angeblicher Zauberkünstler bezeichnet. Die materialistische Geschichtsauffassung sagt in etwas gelehrterer Form dasselbe, wenn sie ausführt, daß es sich bei allen Abendmahlstreitigkeiten um die Gottähnlichkeit der Priester und der ganzen herrschenden Klasse handelt.

Der Knabe Haeckel hatte das unbedingte Ehrlichkeitsbedürfnis, das jungen Menschen eigen ist, und von älteren gewöhnlich als eine grenzenlose Naivität betrachtet wird. Er war der Meinung, hier einen Pfaffentrug entdeckt zu haben. Dieses Erlebnis hat sich in seiner weiteren Entwicklung wiederholt. Er wurde Arzt und entsetzte sich über die namenlosen Leiden, denen die Menschheit ausgesetzt ist. Haeckel glaubte nicht mehr an die Schöpfung der Welt durch einen gütigen Gott. Er hätte dieselbe Erfahrung natürlich auch als Kaufmann oder Lehrer in einem Elendsviertel machen können. Schopenhauer und andere Pessimisten haben mit Recht gesagt, es sei viel leichter, die Existenz des Teufels als die Gottes zu beweisen. Nach den großen Kriegen der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts haben viele gesagt, es könne keinen Gott geben, der die Verantwortung für diese schauerhaften Ereignisse übernehmen könne. Die meisten aber wurden durch das Unheil derart eingeschüchtert, daß sie gerade wieder fromm wurden. In ihrer Hilflosigkeit klammerten sie sich an die von den Priestern eifrig verbreitete Meinung, daß der Krieg eine Strafe Gottes für das Sodom und Gomorra der sündigen Menschheit sei. Nach dem Luftbombardement Leipzigs 1943 traf ich eine Gruppe Menschen, der solch ein Bußprediger auseinandersetzte: „Ja, es fiel Feuer und Schwefel vom Himmel herab, und nun werdet ihr wohl endlich wissen, was ihr zu tun habt!“ Beim nächsten Bombenangriff fielen die Frauen auf offener Straße im Rosental auf die Knie und beteten laut. Ähnliche Szenen spielten sich in den Luftschutzkellern ab. Voltaire schildert im „Candide“ spöttisch, wie die portugiesische Inquisition nach dem Erdbeben von Lissabon (1755) eine Ketzerverbrennung veranstaltet, um eine Wiederholung des Ereignisses zu verhüten. Wer das als phantastische Poesie ablehnt, muß daran erinnert werden, daß Bolivars erste Revolution in Venezuela plötzlich in ihrem Siegeslaufe gehemmt wurde, als ein Erdbeben ausbrach, das die Priester sofort für ein Strafgericht Gottes erklärten.

Haeckel gehörte zu denen, die aus dem Leiden der Menschheit folgern, daß es keinen Vater im Himmel gibt. Aber er hatte eine künstlerische Ader und einen ausgeprägten Sinn für Schönheit. Fast alle Dichter haben eine instinktive Scheu davor, die Welt völlig zu entgöttern. Goethe hatte die Erdbeben von Lissabon und Venezuela und die Napoleonischen Kriege erlebt, als er 1814 dem melancholischen jungen Schopenhauer ins Stammbuch schrieb:

*Willst du dich deines Lebens freuen,
So mußst der Welt du Wert verleihen.*

Haeckel war eine ähnliche Natur. Er glaubte, die Wahrheit in der Gottnatur Goethes und Spinozas zu finden. Beide leugneten den Dualismus, die Zweiheit von Gott und Natur, und faßten alles als eine Einheit auf. Haeckel prägte daher für seine Weltanschauung das Wort „Monismus“, Einheitslehre. Ohne Fremdworte geht es ja bei uns nie ab, und Haeckel hat eine besondere Freude daran gehabt, neue zu bilden, als wenn wir nicht schon vielzuviele hätten. Wer jemals griechische Philosophen gelesen hat, weiß wie wohltätig es ist, daß sie ihre Bezeichnungen der eigenen Sprache entnehmen und nicht etwa dem Ägyptischen, obwohl sie das Niltal als Sitz uralter Weisheit betrachten. Im Monismus aber haben wir das griechische Wort monos, das „allein“ bedeutet, mit einer lateinischen Endung, weil schon Cicero griechische Philosophenausdrücke zu lateinisieren pflegte und das dann 1000 Jahre lang weiter so getrieben worden ist. Wenn es keinen Gott gibt, der die Welt geschaffen hat, braucht man nicht zu sagen, woher sie gekommen ist. Auf die Frage: „Und wer hat die Welt gemacht?“ braucht man nur zu antworten: „Bei dieser Fragestellung wird bereits vorausgesetzt, daß sie irgendwann einmal gemacht worden ist, und dafür liegen nicht die geringsten Anzeichen vor.“

Die Erde ist nicht die Welt, wie bei der anmaßenden Einteilung in die Alte und die Neue Welt angenommen wird, sondern nur ein winziges und bereits etwas angehimmelteres Körnchen der Welt. Die Entstehung der Erde und des organischen Lebens auf ihr ist daher ein wissenschaft-

liches Problem, das mit religiösen Phantasien und metaphysischen Gedankenbauten nichts zu tun hat, sondern einzig und allein von der Wissenschaft gehört werden kann. Als 1859 Darwins „Entstehung der Arten“ erschien, schloß sich Haeckel der Entwicklungslehre an. Nietzsche hat die Haeckelsche Vereinigung von Goethes Gottnatur und Darwins schwerfällig und breit vortragener Abstammungslehre einfach grotesk gefunden:

*Darwin neben Goethe setzen,
Heißt die Majestät verletzen,
Majestatem genü.*

Aber Nietzsches Urteil ist nicht maßgebend. Es ist gegen andere Freidenker immer ungerrecht gewesen, abgesehen etwa von Epikur, Machiavelli und Voltaire, die er gelten ließ. Das Entscheidende war, daß Haeckel eine Kampfnatur war und gerade die unchristlichen Folgerungen zog, die Darwin aus der Entwicklungslehre nicht gezogen hatte oder, wie auch behauptet worden ist, aus Opportunitätsgründen nicht öffentlich bekanntgegeben hatte. Haeckel hatte nicht nur seinen Goethe, sondern auch Büchner, Vogt, Moleschott und Feuerbach im Leibe und fügte ihren zynischen Derbheiten neue hinzu. Er nannte die landläufige Gottesvorstellung „das gasförmige Wirbeltier“ oder empfahl, die ebenfalls gasförmige Seele des Menschen unter hohem Druck bei niedriger Temperatur zu kondensieren und unsterbliche Seelenflüssigkeit (Fluidum animae immortale) herzustellen. Diese Witze, die ungeheures Aufsehn bei den Frommen erregten, spielten nur etwa die Rolle, die in Shakespeares Dramen die von Derbheiten strotzenden Volksszenen haben. Haeckel schrieb im Haupttext den Stil eines Enthusiasten, der das Wahre, Gute und Schöne für die Hauptwerte hielt. Man merkte, daß er der Loge angehörte. In den Freimaurerorganisationen lebte noch in der Wilhelminischen Epoche etwas vom Idealismus der Humanitätsperiode. Das alles, Spinoza, Goethe, Darwin, Idealismus und Materialismus verschmolz bei Haeckel zu einem stark gefühlsmäßig gefärbten Weltbilde. Als ich seine Schriften in historischer Reihenfolge durchlas, geriet ich häufig in Verwunderung. Es schien mir sehr unlogisch, daß Haeckel die Bildung der Gestirne durch Verdichtung des Weltäthers erklärte, das Menschliche und Künstlerische aus dem Tierischen aufsteigen ließ, seinem Entzücken reichlichen Ausdruck verlieh und dann mit den Worten schloß: „Das walte Gott, der Geist des Wahren, Guten und Schönen.“ Von Gott blieb also doch noch der Geist übrig! Es ist durchaus kein Zufall, daß sich einzelne von den Schülern Haeckels zu Mystikern entwickelt haben. Etwas davon hatte er selbst in sich.

Seinen Kampf gegen die Kirche führte Haeckel mit dem entschlossenen Eigensinn, der sonst nur Religionsstiftern eigen ist. Zunächst suchte er seine biologischen Fachkollegen mit der „Generellen Morphologie der Organismen“ zu gewinnen. Sie erschien 1866 und wurde von den Gelehrten ängstlich totgeschwiegen. 1868 machte sich Haeckel an die Laien. Er ließ die schon im Titel die Bibel angreifende „Natürliche Schöpfungsgeschichte“ erscheinen, die sich rasch über die ganze Erde verbreitete. 1890 traf Haeckel in der Sahara einen Polen, der ihn nicht kannte, aber ihm dringend riet, Haeckels „Natürliche Schöpfungsgeschichte“ zu lesen. Der Kampfes-eifer trieb Haeckel gelegentlich so weit, daß er sich Blößen gab. Es kam ihm nicht darauf an, die Ähnlichkeit tierischer und menschlicher Embryonen den Laien dadurch vor Augen zu führen, daß er dieselbe Platte zweimal mit verschiedenen Unterschriften abdrucken ließ. Der Leipziger Anatom His wies ihm das nach und nannte das Verfahren eine Fälschung. Haeckel lachte darüber und nannte den etwas verhüttelt gebauten His in Zukunft den „Schneidermeister der Leipziger Anatomie“. Die frommen Gegner Haeckels aber behaupteten fortan immer wieder, daß seine angeblichen Beweise Fälschungen seien. Man bemühte sich nachzuweisen, oder zu behaupten, daß Darwin als Forscher ernstzunehmen sei, Haeckel aber nicht. Die Folge war, daß sehr viele Menschen Darwin lasen, die sich vorher nicht um ihn bekümmert hatten. Man stellte

fest, daß Darwin gar nicht gesagt habe, der Mensch stamme vom Affen ab, sondern nur, daß beide einen gemeinsamen Ahnherrn hätten. Man übersah aber geflissentlich, daß Haeckel genau dasselbe sagte, wie Darwin. Immer wieder wurden Berichtigungen nötig, und die kleinsten Tageszeitungen brachten Notizen, die größeren lange Artikel. Die Biologie wurde ein so wichtiger Bestandteil der allgemeinen Bildung, wie es in der Zeit unserer Klassiker die Kenntnis der antiken Mythologie gewesen war. Um noch weitere Kreise zu gewinnen, stellte Haeckel aus seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“ einen ganz kurzen Auszug, eine Art von Katechismus her, der 1899 unter dem Namen „Die Welträtsel“ erschien und in Hunderttausenden Exemplaren gekauft und gelesen wurde. Auch dieser Erfolg hat mich in Verwunderung gesetzt, da die „Natürliche Schöpfungsgeschichte“ ein zweifellos sehr viel besseres Buch ist. Die Gegner Haeckels, die ja nur einige Sätze brauchten, auf denen sie herumreiten konnten, lasen nur die „Welträtsel“. Sie wollten jede Monistenversammlung auf dieses Buch festlegen, das nach ihrer Meinung eine Sammlung unbewiesener Dogmen darstellte. Sie hätten die Begründungen in der „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“ nachlesen müssen, wenn sie ehrliche Wahrheits-sucher gewesen wären. Der Streit in den Versammlungen und in den Zeitungsaufsätzen drehte sich schließlich nur noch um die „Welträtsel“. Sie wurden auch von vielen Anhängern Haeckels als sein Hauptwerk betrachtet, was sie durchaus nicht sind.

Diese Anhänger begründeten am 11. Januar 1906 in Jena den Deutschen Monistenbund und veröffentlichten einen Aufruf: „Die ständig wachsende Gefahr, mit der Ultramontanismus und Orthodoxie unser gesamtes wissenschaftliches, kulturelles und politisches Leben bedrohen, kann nur abgewendet werden, wenn den Mächten der Vergangenheit eine überlegene geistige Macht in Gestalt einer einheitlichen modernen Weltanschauung entgegengestellt wird. Diese Weltanschauung kann aber nur dann eine Macht werden, wenn sie in einer Organisation verkörpert ist. Und diese Organisation soll der Deutsche Monistenbund werden.“

Solange Haeckel die Führung hatte, spielte im Monistenbund die Biologie die Hauptrolle. Vor allem wurde immer wieder das Problem der ersten Entstehung organischen Lebens, also die Urzeugung erörtert. Man erwog auch die Möglichkeit, durch Anwendung ungeheurer Hitzegrade im Laboratorium die Bedingungen herzustellen, unter denen sich vor undenklichen Zeiten aus organischen Stoffen die ersten Zellen gebildet haben sollten. Mich frappierte der Gedanke, daß wir demnach bereits aus der Hölle gekommen waren, in der wir nach der Hoffnung unserer Gegner erst nach dem Tode landen sollten. Im Grunde kam mir aber die Sache mythologisch vor. Goethe hatte im zweiten Teile des „Faust“ von dem alchimistischen Paracelsus (1493-1541) den Gedanken übernommen, daß man ein künstliches Menschlein, einen Homunculus in der Retorte fabrizieren könne. Die Monisten wollten nur eine lebendige Zelle herauskochen, aber wenn sie die hatten, konnte man nach der Entwicklungslehre Darwins alles weitere aus ihr entstehen lassen. Der Kampf ums Dasein und die geschlechtliche Zuchtwahl führten herauf zu den verwickeltsten Formen.

Die christlichen Biologen schlossen sich im Keplerbund zusammen. Der Name war wieder höchst sonderbar gewählt. Kepler (1571-1630) war zwar ein großer Astronom, hatte aber von der Astrologie gelebt, die der Keplerbund sicher nicht erneuern wollte. Kepler war fromm, hat aber trotzdem seine Mutter in Württemberg nur mit größter Anstrengung der Inquisition, die sie als Hexe verfolgte, entreißen können. Die Führung im Keplerbund hatte der Zoologe August Weismann (1834-1914), der die Erbllichkeit erworbener Eigenschaften bestritt und die Unveränderlichkeit des Keimplasmas behauptete. Politische Folgerungen haben aus dieser Lehre aber erst die Vertreter des völkischen Wahnsinns gezogen. Zu Weismanns Lebzeiten ist der Streit über die Vererbung erworbener Eigenschaften nur von kirchlichen und antikirchlichen Standpunkten durchgefochten worden.

Die führenden Monisten sind zum großen Ärger ihrer christlichen Gegner, die ihnen oft

ein Ende mit Schrecken prophezeiten, alle recht alt geworden und friedlich in ihren Betten gestorben. Als Haeckel siebenundsiebzigjährig im Jahre 1911 den Vorsitz im Monistenbund niederlegte, bat er den um fast zwei Jahrzehnte jüngeren berühmten Chemiker Wilhelm Ostwald (1853-1932), sein Nachfolger zu werden. Der Grund war der, daß Ostwald sich selbst zu den Naturphilosophen rechnete. Daher sah Haeckel in ihm die zeitgemäße Fortsetzung der Linie Spinoza – Goethe – Haeckel. Dazu aber fehlte Ostwald die Ausdauer und nach dem Urteile Lenins, das er 1909 in seinem Buche „Materialismus und Empirioskritizismus“ formulierte, auch die Klarheit. Schonungslos nennt ihn Lenin „einen sehr großen Chemiker und sehr verworrenen Philosophen“. Er sagt, das Spiel, das Ostwald mit dem Worte Energie treibe, sei ein verworrener Agnostizismus (Lehre von der Nichterkennbarkeit der Welt), der hier und dort in den Idealismus hineinstolpere. Besonders energisch wendet sich Lenin gegen Ostwalds Behauptung, daß nicht die Materie, sondern nur die Energie nachweisbar sei. Ostwald sagte, daß auch die Bewußtseinsvorgänge energetisch seien und „ihre Beschaffenheit allen äußeren Vorgängen aufprägten“. Daher fällt Lenin das Urteil, Ostwald sei überhaupt kein Materialist, sondern ein Kantianer, der die Welt aus dem Bewußtsein erklärt, statt umgekehrt zu verfahren.

Dieser nur beiläufig und meist im Nebensatze auftretende Kantianismus Ostwalds entging Beck und mir, weil wir von den Neukantianern, die damals an den Universitäten die philosophischen Lehrstühle innehatten, ganz andere Dinge gewöhnt waren. Sie behandelten jeden Menschen, der überhaupt die Außenwelt für wirklich hielt, als einen „naiven Realisten“, der einfach keine philosophische Ader hatte. Die akademische Höflichkeit verbot es, uns als Idioten zu bezeichnen. Daher wandte man diesen milderen Ausdruck an, begleitete ihn aber mit einem verächtlichen Blick, der deutlich verriet, was gemeint war. Ostwald war weit davon entfernt, sich selbst zu den Kantianern zu rechnen, und man mußte ihn so scharf mustern, wie es Lenin tat, um seine Verwandtschaft mit dieser Gruppe zu entdecken. Immerhin nahm ich von vornherein Anstoß daran, daß Ostwald im Namen der Energetik, wie er seine Lehre nannte, gegen meinen geliebten Materialismus Front machte. Beck verteidigte Ostwalds Haltung. Er sagte, der Materialismus sei nicht dasselbe wie die Physik, sondern selbst eine Metaphysik, da er nicht bei den tatsächlichen Vorgängen stehenbliebe, sondern hinter ihnen etwas suche, was alles erkläre. Er könne nur zugeben, daß von allen metaphysischen Systemen das materialistische der Naturwissenschaft am wenigsten in den Weg lege. Dieses sei auch für Laien verständlich, habe enge Beziehungen zum wirklichen Leben und bereite die Köpfe gewissermaßen für die rein naturwissenschaftliche Auffassung vor. Natürlich war ich damit nicht zufrieden, sondern behauptete weiter, daß jede Wendung gegen den Materialismus im letzten Grunde von einer Feigheit, der Wirklichkeit ins Gesicht zu sehen, diktiert werde. Wir haben darüber sehr oft debattiert und konnten uns gegenseitig nicht überzeugen. Beck war mir insofern überlegen, als er die naturwissenschaftliche Ausdrucksweise viel besser beherrschte als ich. Wenn ich etwa vom Gesetz der Erhaltung der Kraft sprach, verbesserte Beck „Erhaltung der Energie“ und schüttelte den Kopf, wenn ich behauptete, das sei doch dasselbe. Ebenso wollte er die Verknüpfung von Ursache und Wirkung nicht mit dem Worte Kausalität bezeichnen, sondern sagte dafür „funktionelle Abhängigkeit“. Ich erwiderte: „Es kommt mir aber doch sehr lächerlich vor, nicht zu sagen, daß die Ursache meines Darmkatarrhs die Bananen sind, die ich gegessen habe. Nach deiner Meinung müßte ich also sagen: ‚Mein Darmkatarrh ist eine Funktion der Bananen‘.“ Beck antwortete, die Sprache des täglichen Lebens sei nicht die der Wissenschaft. Ich sagte, eine Wissenschaft, die nicht in diese Sprache übersetzt werden könne, sei eine Geheimlehre, und damit wollte ich nichts zu tun haben.

Beck war eigentlich Physiker, noch eigentlicher Mathematiker, hatte sich aber nebenher immer stark für Chemie interessiert und unterrichtete auch in dieser. Unser Glanzschüler, Färber, sagte mir einmal, er habe mehr Chemie bei Beck gelernt als auf der Universität. Der Monis-

tenbund erregte Becks Aufmerksamkeit erst, als Ostwald die Führung bekam. Bisher hatte ich keine große Ehrfurcht vor Ostwald gehabt, weil mein medizinischer Bruder, Konrad, mir allenthalben Eitelkeiten von ihm berichtet hatte. Ostwald dankte erfreut, wenn seine Tochter ins Kolleg kam, und ihm in dem Augenblick, in dem er das Katheder bestieg, eine prachtvolle Rose ins Knopfloch steckte. Sie hätte das besser zu Hause getan. Das Landhaus der Familie Ostwald in Großbothen trug in Riesenbuchstaben die Inschrift „Villa Energie“. Darauf baute sich dort der Elektrizitätsdirektor an und nannte sein Landhaus „Villa Elektra“, womit er sein Gewerbe verewigte und zugleich auf Hofmannsthals „Elektra“ (1904) anspielte, die in der Komposition von Richard Strauß 1909 über alle Bühnen ging. Ein Großbothener Nachbar bemerkte darauf mit sächsischem Witz: „Nun braucht sich bloß noch der Direktor der Gasanstalt eine Villa zu bauen. Dann kriegen wir nach der Energie und der Elektra auch noch die Gassandra.“ Ostwald glaubte zu bemerken, daß ihm im Feuer des Vortrags oft Gedanken kamen, die er zum Teil wieder vergessen hatte, wenn er sich zu Hause hinsetzte, um sie niederzuschreiben. Daher brachte er zwei Stenographen mit, die sein Kolleg wörtlich nachschrieben, damit der Menschheit keiner von seinen Gedankenblitzen vorenthalten bliebe. Später wandte er ein noch komplizierteres System an. Wenn er einen Aufsatz zu schreiben hatte, ging er mit umgebundenem Sprechapparat im Garten spazieren wie ein Peripatetiker aus der Schule des Aristoteles und deklamierte seinen Erguß in den Apparat hinein. Dann überlieferte er diesen seiner Sekretärin, die den Vortrag aufs Papier brachte. Wenn man Beck auf solche Lächerlichkeiten Ostwalds aufmerksam machte, sagte er, eitel seien andere Menschen auch, und die großen Verdienste Ostwalds um die Chemie seien unbestreitbar. Sehr gern redete Beck über Ostwalds Lehre von den Katalysatoren, d.h. Zusätzen, durch die man den Ablauf chemischer Prozesse nicht verändert, aber beschleunigt. Nach Becks Meinung war Ostwald selbst ein „Kultur-Katalysator“, der die Bekehrung der Menschheit zum naturwissenschaftlichen Denken förderte. Beck sagte mir auch ganz offen, daß ihm Haeckel zu unklar sei, und daß er nie Monist geworden wäre, wenn dieser die Führung behalten hätte.

Ostwald warf sich mit dem gewohnten Aplomb in die Bewegung. Er hielt 1911 auf dem Hamburger Monistenkongreß eine herausfordernde Rede, in der er auseinandersetzte, daß die Wissenschaft heute alles leiste, was die Menschheit früher angeblich von ihren Göttern erwartet habe. Ein donnernder Applaus brach los, als Ostwald rief: „Die Wissenschaft ist an die Stelle Gottes getreten.“ Er schloß die Tagung mit den Worten: „Ich schließe den ersten Monistenkongreß und eröffne das monistische Jahrhundert.“ Im nächsten Jahre fuhr er mit den Monisten auf einem Rheindampfer, dessen mächtige Flagge das Abzeichen des Monistenbundes, die unter dem Sternenhimmel lodernde Flamme, zeigte. Er selbst stand auf der Kommandobrücke, schaute mit gebietendem Blick in die Zukunft und fühlte sich als ein neuer Kolumbus. Die ganze Art seines Auftretens erinnerte an Lassalle, J.B. von Schweitzer und Trotzki. Ostwald kommandierte, statt zu führen. Da er sich das Rauchen abgewöhnt hatte, durfte in keiner Versammlung, in der er auftrat, geraucht werden. Als er gefragt wurde, wie sich der Monismus zum Klassenkampf verhalte, entschied er diktatorisch: „Der Klassenkampf darf nur in abwehrender Form geführt werden.“ Darauf erwiderte ein Former, der zur Chemnitzer Ortsgruppe gehörte: „Der Herr Professor sagt, ich darf mich nur wehren. Wenn ich sehe, daß einer nach mir schlägt, und ich stoße ihm die Faust vor die Brust, ist das nun Angriff oder Abwehr? Soll ich erst wieder schlagen, wenn ich einen gehörigen Puff bekommen habe? Da wird mit meiner Abwehr nicht viel los sein.“ Ostwald sah ihn groß an, fand die Art der Unterhaltung unwissenschaftlich und brach das Gespräch ab. Die Volkstümlichkeit Haeckels hat Ostwald weder mit der Zeitschrift „Das Monistische Jahrhundert“, die seit dem April 1912 erschien, noch mit seinen „Monistischen Sonntagspredigten“, noch mit der Siedlung, die er als „monistisches Kloster“ bezeichnete, erreicht. Allerdings stieg unsere Mitgliederzahl auf ihre Höchstziffer, nämlich 8000 an, aber eine Massenbewegung kann man das nicht nennen. Außerdem waren viele unsichere Kantonis-

ten dabei, die sehr bald wieder absprangen. Besonders galt das von denen, die in die Siedlung eintraten. Ostwald war ein reicher Mann. Er hatte nicht nur Aktien von den Fabriken, die seine Erfindungen verwerteten, sondern hatte auch den Nobelpreis bekommen und verwandte ihn zum großen Teil in der Siedlung. Er machte mit ihr ähnliche Erfahrungen, wie sie der utopische Sozialist Owen vor ihm gemacht hatte. Statt monistisch gesinnte Bauern strömten in die Siedlung Literaten ein, die von den Investitionsgeldern, die Ostwald bewilligte, in umfassendem Maße Gebrauch machten. Als sie schließlich sogar ihre Zahnbürsten zu den Investitionskosten rechneten, merkte Ostwald, daß er es mit Schmarotzern zu tun hatte und schloß das monistische Kloster.

Niemand wird bestreiten, daß Ostwald für die monistische Bewegung große pekuniäre Opfer gebracht und ihr auch manche vortreffliche Formulierungen geliefert hat. Die „Monistischen Sonntagspredigten“ lasen sich amüsant, mag Ostwald darin die Getreidezölle als Wunder gemeinster Art charakterisieren oder die allverehrte Gretchengestalt in Goethes „Faust“ für ein Mittelding von Gans und Engel erklärte. Es ist überall eine vollkommen unbeeinflusste persönliche Stellungnahme zu erkennen, allerdings aber auch immer das Bewußtsein, das entscheidende Wort zu sprechen. Der energetische Imperativ: „Vergeude keine Energie, verwerte sie!“ hatte sogar eine Art von Allgemeingültigkeit. Die philosophischen und historischen Wissenschaften nannte Ostwald verächtlich „Papierwissenschaften“, weil sie nichts mit der Technik zu tun hatten. Börries von Münchhausen sagte darauf, Ostwald vertrete eine „Bahnhofskultur“. Dieser erklärte aber, das Historische sei ihm ebenso gleichgültig wie die Frage, ob im November des Vorjahres auf dem Dache seines Landhauses Schnee gelegen habe. Das war kein gutgewähltes Beispiel; denn mit solchen Beobachtungen fängt die Meteorologie an, die sicher keine unnütze Wissenschaft ist. Ostwald verlor die majestätische Haltung nicht einmal gegenüber einem so ungeheuren Ereignis, wie der Ausbruch des Ersten Weltkrieges, sondern war sofort mit dem Gedanken beschäftigt, was die Welt nunmehr von ihm erwarte. Er bestellte die Spitzen der Leipziger Ortsgruppe nach Großbothen. Nach der üblichen Nachmittagsbewirtung, aber ohne Alkohol und ohne Zigarren, nahm er in einem hohen Sessel Platz, wir auf drei kleinen Stühlen, und dann begann das Orakel: „Wir stehen vor einer gewaltigen Entscheidung. Die Kultur ist in Gefahr. Es war schon ein Verrat an der Kultur, als sich Frankreich mit einem so unzivilisierten Staate wie Rußland verbündete und den jungen Vertretern der Intelligenz die verlängerte Dienstzeit auferlegte.“ Ich warf ein: „Ja, wir alle haben ja immer den Krieg als eine unsinnige Art der Energievergeudung betrachtet.“ – Ostwald sah mich mißbilligend an und fuhr fort: „Wir müssen die Lage wirklich begreifen und in vielem umlernen. Die Hauptsache ist jetzt, daß wir die Kultur gegen den Osten verteidigen. Das haben auch die Sozialdemokraten begriffen, die wir jetzt mit anderen Augen ansehen. Der Kriegsfreiwillige Frank ist von den Frauen seiner sozialdemokratischen Wähler in Mannheim mit Blumen überschüttet worden, als er ins Feld fuhr. Das ist eine Szene, die keiner von uns überhaupt für möglich gehalten hätte. Auf welcher Seite sich unser ganzes Volk fühlt, ist vollkommen klar. Der Monistenbund muß unzweideutig für den deutschen Sieg eintreten; denn das ist der Sieg der Kultur über die unkultivierten Massen des Ostens.“ In dieser Weise dozierte unser geistiges Oberhaupt weiter und merkte gar nicht, daß seine Gedanken diesmal aus den „Leipziger Neuesten Nachrichten“ stammten, die zu den von der Schwerindustrie unterstützten Blättern gehörten. Wir saßen bei diesem völlig unerwarteten Befehlsempfange in ziemlich ratloser Verblüffung da und wurden dann in Gnaden entlassen.

Auf der Heimfahrt sagte ich zu Beck: „Glaubt denn Ostwald wirklich, daß auf die Stellungnahme des Deutschen Monistenbundes jetzt irgend jemand Gewicht legt? Durch welches Vergrößerungsglas sieht er eigentlich unseren Klub? Wenn wir in das allgemeine Kriegsgeschrei einstimmen, wie er es wünscht, wird das keinem Menschen auffallen. Wir werden nicht einmal bemerkt werden.“ Beck sagte: „Natürlich bin auch ich überrascht. Im übrigen meint Ost-

wald seine eigene Stellungnahme, wenn er von unseren redet. Daß er die seine für sehr wichtig hält, gehört zu seinen Schwächen, an die man sich gewöhnen muß. Er will ein Wort mitzureden haben.“ Ich erwiderte: „Wenn Ostwald jetzt plötzlich aus einem Pazifisten ins Gegenteil umgeschlagen ist, hat er einfach den Mund zu halten. Aber er macht es genau so wie Gerhart Hauptmann, der plötzlich Kriegslieder dichtet und dafür sogar einen Orden dritten Ranges bekommen hat, während er bisher am Hofe geradezu verrufen war wegen seiner „Weber“. Die Dichter sind Gefühlsmenschen, und ihre Gefühle wechseln oft rasch. Ostwald will ein Verstandesmensch sein und benimmt sich wie ein Dichter. Hoffentlich geht der Anfall rasch vorüber.“ – „Du siehst die Dinge auch nicht richtig,“ sagte Beck. „Wir sind in einer gehörigen Klemme. Wenn wir siegen, muß man wahrscheinlich nach dem Kriege vor jedem Briefträger strammstehen. Trotzdem wünsche ich unseren Sieg; denn nach einer Niederlage ist es völlig aus mit uns, mit unserer Industrie, mit unserem Handel, mit allem. Das kannst du auch nicht wünschen. Allerdings neige ich auch mehr zu deiner Meinung, daß wir jetzt den Mund zu halten haben, als zu der Ostwalds, daß wir uns unbedingt am Hurrageschrei zu beteiligen haben.“ Ich sagte: „Mir scheint, daß wir doch etwas tun müssen. Zunächst können wir in unserer Ortsgruppe das friedensfreundliche Gespräch fortsetzen und uns von der allgemeinen Verrücktheit nach Möglichkeit isolieren. Damit das auch andere tun, gebe ich Ihnen,“ wandte ich mich an unseren Kassierer, Georg Schubert, der mit zu Ostwald gefahren war, „zwei Hundertmarkscheine. Verwerten Sie dieselben zur Förderung pazifistischer Bestrebungen! Wo Sie das tun, ist mir ganz gleichgültig. Es wird jetzt genug Friedensfreunde geben, die in Nöten sind.“ Schubert lächelte freudig, wie das alle Kassierer tun, wenn sie Geld bekommen, und steckte die Scheine ein. Beck schüttelte den Kopf und sagte: „Mit zweihundert Mark wirst du die Lawinen schwerlich aufhalten!“ – „Aber ich tue meine Pflicht,“ erwiderte ich, „und wenn sie jeder so tut wie ich, kommt doch eine Mauer gegen die Lawine zustande. Du hast oft genug gesagt, Beck, daß man die Menschen nicht nach ihrem Tagebuch, sondern nach ihrem Ausgabenbuch beurteilen soll. Meins habe ich damit in Ordnung gebracht.“

Das war wieder eine von den Dummheiten meines Lebens, wie sich sehr bald herausstellte, aber wieder eine, an die ich noch heute mit Freude und sogar mit einem gewissen Stolz zurückdenke, und jede Korrektur durch die Einsicht ablehne. Jedenfalls hatte ich mir selbst bewiesen, daß ich von der allgemeinen Verrücktheit frei war. Wofür man zahlt, daran glaubt man. Der Fehler war nur der, daß ich mich nicht selbst auf die Suche nach einem notleidenden Pazifisten gemacht hatte. Als ich nämlich Schubert wieder traf und ihn fragte, was er mit den zweihundert Mark gemacht hätte, kratzte er sich verlegen am Kopf und gestand: „Ja, das war eine schwierige Sache! Mit Pazifismus ist ja vorläufig nichts zu machen, weil keiner zu sagen wagt, daß er ein Pazifist ist. Daher habe ich das Geld zum Bankier Frege getragen und dafür Papiere gekauft, die sicher sind und hohe Zinsen bringen.“ – „Das trifft selten zusammen,“ sagte ich, bereits Unheil ahnend, „was sind das für Papiere?“ – „Kriegsanleihen,“ erwiderte Schubert stolz. – „Mensch, sind Sie denn verrückt?“ fuhr ich auf. „Ich stifte doch kein Geld, um Kriegsanleihen zu zeichnen. Gehen Sie gleich wieder zu Frege und verkaufen Sie die Papiere.“ – „Da kriege ich weniger dafür,“ sagte er. „Aber“ antwortete ich, „die Banken sind also viel mißtrauischer, als in den Zeitungen steht. Diese Erkenntnis ist etwas wert. Also verkaufen Sie mit Verlust!“

Natürlich hielt Ostwald den Mund nicht, sondern machte auf der andern Seite Dummheiten, von denen er allerdings im dritten Bande seiner „Lebenslinien“, einer ungewöhnlich selbstgefälligen Autobiographie, nichts berichtet. Offenbar war ihm die Erinnerung an begangene Dummheiten viel peinlicher, als sie es mir ist. Er sagte im Oktober 1914 in einer Rede, die er in Stockholm hielt: „Gott Vater ist bei uns für den persönlichen Gebrauch des Kaisers reserviert, der Generalstab kommt ohne ihn aus.“ Darauf geriet die deutsche theologische Presse in Aufruhr. Der Geheime Kirchenrat Rendtorff machte seiner Empörung im „Leipziger Kirchen-

blatt“ Luft und alarmierte die Universität. Rektor und Senat unterzeichneten eine von Rendtorff verfaßte Erklärung, die in den „Leipziger Neuesten Nachrichten“ erschien, darin hieß es von Ostwalds Worten: „Wir Deutschen können sie nur als Zeugnis einer schamlosen Frivolität bezeichnen und müßten es tief beklagen, wenn die Roheit und Niedertracht, die aus ihnen spricht, ihrem Urheber, der übrigens Russe ist und erst bei seinem Antritt des Leipziger Lehramtes 1887 deutscher Reichsangehöriger wurde, ungestraft hingehen sollten.“ Ostwald war in Riga geboren, also Balte. Daraus auch noch einen Anklagepunkt zu machen, war echt pfäffisch. Wir erwarteten, daß dieser elenden Denunziation eine Anklage wegen Gotteslästerung und Majestätsbeleidigung folgen würde, und waren sehr angenehm überrascht, als sich Ostwald in einer weiteren persönlichen Besprechung mit uns nur darüber lustig machte und sich vollkommen sicher fühlte. Feststellen muß ich allerdings, daß ich bei dieser Gelegenheit ausnahmsweise einmal mit den Theologen einer Meinung war, nämlich die, daß wir vorläufig besser den Mund zu halten hatten, während unsere Gegner ihn so weit aufreißen konnten, wie sie wollten. Wir erfuhren bei dieser Besprechung noch, daß Ostwald wieder einen Grund entdeckt hatte, sich für unentbehrlich im Kriege zu halten. Er berichtete uns: „Sie werden wissen, daß Pulver nicht ohne Schwefel hergestellt werden kann. Deutschland hat keinen Schwefel, und Italien hat keine Kohle. Dabei war die Sache bisher so geordnet, daß wir für jeden Waggon Kohle aus Italien einen Waggon Schwefel bekamen. Jetzt hat Italien den Schwefelexport nach Deutschland eingestellt. Was nun? Ist der Krieg aus?“ Er machte eine Pause, und wir dachten sämtlich: „Hoffentlich! Das wäre ja herrlich!“ Aber Ostwald fuhr triumphierend fort: „Der Krieg wäre zu Ende, wenn ich nicht vor einer Reihe von Jahren bereits ein Verfahren entdeckt hätte, aus Kohlen Schwefelsäure zu gewinnen. Bisher hat sich nur eine ganz kleine Fabrik damit befaßt, weil das Verfahren ziemlich teuer ist. Aber jetzt wird die Sache in großem Maßstab aufgenommen.“

Im Mai 1915 legte Ostwald den Vorsitz im Deutschen Monistenbund nieder. Die Folge war, daß die Wochenschrift „Das monistische Jahrhundert“ am 31. Dez. 1915 ihr Erscheinen einstellen mußte. Um die seit dem Jahre 1920 erscheinenden „Monistischen Monatshefte“ hat sich Ostwald nie gekümmert. Er warf sich in die Farbenlehre, das Steckenpferd seiner Altersjahre. Am 4. April 1932 starb er und wurde auf Wunsch seiner Familie kirchlich begraben. Diese war gar nicht erfreut, als ein Abgesandter der Leipziger Monisten erschien und die Verdienste Ostwalds am Sarge würdigen wollte. Man ließ das nur zögernd zu, und die Würdigung fiel dementsprechend kühl aus. Wenn man den Gesamtverlauf von Ostwalds Leben mit seiner nicht einmal vier Jahre umfassenden Tätigkeit im Monistenbund vergleicht, muß man sagen, daß diese für Ostwald nur eine der vielen Episoden war, in denen er irgendwie die führende Rolle übernahm, um seinen ewig regen Geltungstrieb zu befriedigen. Ein leidenschaftlicher Atheist ist er nie gewesen.

Beck war das zweifellos. Aber er trat dem Bund als Ostwaldianer bei, während die Leipziger Ortsgruppe fast nur aus Haeckelianern bestand. Er kam, um ein Feld freien Wirkens zu finden, als seine Tätigkeit an der Schule durch Donadt zwar nicht völlig lahmgelegt, aber doch stark behindert war. Den Vorsitz der schwachen Ortsgruppe hatte seit ihrem Bestehen Ruppert, der Besitzer einer kleinen Kartonnagenfabrik. Er war der vollendete Typus eines enthusiastischen Dilettanten. Er hatte sich einen „Haeckel-Schrein“ zugelegt. Es war ein Bücherschrank, der sämtliche Veröffentlichungen des Naturphilosophen, auch die unbedeutendsten und an den entlegensten Stellen erschienenen enthielt. Auch diese Reliquiensammlung ist, wie so vieles andere, durch das Luftbombardement am 4. Dezember 1943 vernichtet worden. Ruppert las die Schriften Haeckels, wie die Frommen die Bibel lesen. Er verstand nicht alles, brachte aber gern das, was er kapiert zu haben glaubte, in Verse. Seine nicht ganz fehlerfreien Gedichte las er dann in freudiger Begeisterung einer Ortsgruppenversammlung vor, die nur selten mehr, aber recht oft weniger als ein Dutzend Mitglieder vereinigte. Die Zuhörer ließen das geduldig über sich

ergehen, weil sie wußten, daß Ruppert zu jedem pekuniären Opfer für den Monistenbund bereit war. Er ließ auch von Zeit zu Zeit einen Redner von auswärts kommen. Dann wurde die Versammlung als eine öffentliche angekündigt. Die Öffentlichkeit war aber eine sehr beschränkte; denn es kamen außer den Mitgliedern nur einige Neugierige. Unter diese war auch ich lange vor Becks Beitritt zum Monistenbund einmal geraten.

Was ich sah und hörte, machte einen äußerst kümmerlichen Eindruck. Der Redner, ein kleiner dicker Mann in einer enganliegenden grauen Joppe, war aus Halle herübergekommen. Er sprach über Goethes Farbenlehre, ein Thema, das ich gerade auf Oberprima behandelt hatte. Es nahm bei den Monisten eine sonderbare Gestalt an. Der Redner hatte offenbar kurz vorher irgendwo über Hebbels Drama „Maria Magdalena“ gesprochen. Er nahm die Parallelen zu Goethes Ausführungen über Reinheit und Trübungen aus diesem Verführungsstück, dessen Tendenz, den Kampf gegen das beschränkte Denken der Kleinbürger, er noch weniger begriffen hatte als Goethes Kampf gegen Newton. Als Ruppert die Unvorsichtigkeit beging zu fragen, ob jemand in der Debatte zu reden wünsche, meldete ich mich und suchte dem Hallenser klarzumachen, daß er weder von Goethe noch von Hebbel eine Ahnung habe. Höflicherweise hörte ich mir noch das hilflose Gestammel an, mit dem der Redner zu erwidern versuchte, und ging mit dem festen Vorsatz nach Hause, nie wieder einen Abend bei den Monisten zu verbringen: „Man soll nie nie sagen!“ warnt Fontane. Es wurden viele hundert Abende.

Beck trat dem Monistenbund bei, und ich war Becks Fahnenträger. Es ist das die Rolle, in der ich mich immer am wohlsten gefühlt habe. Ich bin durchaus kein bescheidener Mensch, der sich im Hintergrunde hält, aber ich habe immer das Gefühl gehabt, daß ich mich besser zum Fahnenträger als zum Feldherrn eignete. Allerdings ist es mir bisweilen passiert, daß ich mit der Fahne noch immer herumliefe, wenn der Feldherr das Schlachtfeld längst verlassen hatte. In der monistischen Sache ist mir das sogar mit Beck selbst so gegangen. Mein Freund war zwar keine so momentane Persönlichkeit wie Ostwald, der von einer Explosion zur andern lebte. Dieser hat sich im Monistenbund nur ein paar Jahre betätigt, Beck volle zwei Jahrzehnte. Aber er zog sich doch zurück, als der Bund immer tiefer in die Politik geriet, und da war ich wieder allein mit der Fahne. Ähnlich ist es mir später in der Politik mit Heinrich Fleißner gegangen. Schon als Knabe habe ich mich viel mehr für Hildebrand interessiert als für Dietrich von Bern; im Nibelungenlied identifizierte ich mich nicht mit Siegfried, sondern mit Hagen, und wenn ich Loewes Ballade vom treuen Archibald Douglas oder Heines „Grenadiere“ singen hörte, wurde ich sogar gerührt. Vielleicht ist es nicht in der Ordnung, daß ich mich immer erst zum Gefolgsmann eines Menschen und dann erst einer Sache gemacht habe, aber ich finde diesen Grundzug meines Wesens gerade jetzt, während ich mein ganzes Leben mustere, in allen Situationen wieder, und ich übersehe ihn auch bei anderen nicht. Mit Cliquesbildung hat das nichts zu tun. Einer Clique tritt man bei, um Vorteile zu erlangen, aber ich habe mich immer am wohlsten gefühlt, wenn ich einer bereits gefährdeten Persönlichkeit folgte und einer halb verlorenen Sache diene. Da ich kein Freund der Romantik bin, stelle ich diesen etwas romantischen Hang mit einigem Befremden bei mir selbst fest und kann mich nicht recht entschließen, ihn als einen Vorzug zu betrachten. Noch weniger aber habe ich mich davon befreien können. Dazu war dieser Trieb viel zu fest eingewurzelt.

Beck brachte rasch Ordnung in die schläfrige Ortsgruppe und wurde schon nach kurzer Zeit ihr Vorsitzender. Er setzte gegen allerhand Widerstand durch, daß die Monisten jeden Sonnabend unweigerlich eine Versammlung abhielten. Das Lamento der Hausfrauen beachtete er nicht. Er zog alle seine Freunde und Bekannten zu Vorträgen heran. Mich ließ er, als ich noch gar nicht Mitglied war, über meine ihm wohlbekanntesten Themen, Lessing, Goethe, Feuerbach und Nietzsche reden. Beck suchte sich aber auch Leute aus, die irgendein Fachgebiet beherrschten, das an und für sich mit dem Monismus nichts zu tun hatte, und wußte trotzdem stets eine

Anwendung auf den freien Gedanken zu machen. Einmal sprach ein in Ungarn geborener und im Sonnenkultus aufgewachsener Zigeuner, der Horvath hieß, einmal ein orthopädischer Schuster, Polig, der uns sogar verriet, daß der Oberbürgermeister im Alter Plattfüße bekommen hatte. Ein paar Ärzte, die für Abstinenz, Eugenik und Geburtenregelung Propaganda bei uns trieben, wußten auch diese zum jeweiligen Thema in Beziehung zu setzen, so daß sich allmählich die Gewohnheit herausbildete, daß in der Debatte ein Fach nach dem andern an die Reihe kam. Daher fühlte sich der Chefredakteur vom Brockhausschen Konversationslexikon, Dr. Hermann Michel, bei uns besonders heimisch. Er hielt am liebsten Vorträge über Shakespeare, verteidigte aber auch Kant gegen meine Angriffe. Seine Gattin Herta hatte selbst ihren Doktor gemacht, um nicht vom Titel ihres Gatten abhängig zu sein, und verbesserte seitdem Damen, die sie mit Frau Michel anredeten, etwas präventiv: „Bitte, Frau Doktor Michel, jetzt heiße ich nicht nur so, sondern bin es.“ Ihr Gatte war das genaue Gegenteil. Er lehnte den Titularprofessor, den ihm Brockhaus verschaffen wollte, einfach ab und sagte: „Ich will keinen Titel, der mit meiner Tätigkeit nichts zu tun hat. Verlagsdirektor bin ich nicht, da ich nur das Konversationslexikon redigiere. Es ist schon das beste, wenn ich im Geschäft so angesprochen werde wie draußen, also Herr Doktor.“ Michels Wissen war verblüffend, aber er sprach ungefähr ebenso trocken wie das Konversationslexikon. Einmal traf ich ihn auf der Straße und sagte: „Na, durch wie viele Wissensgebiete sind Sie heute durchmarschiert?“ – „Heute ging es sehr an,“ erwiderte Michel, „vormittags Botanik, nachmittags römisches Recht. Es ist doch sehr angenehm, wenn man sich auch einmal konzentrieren kann. Oft prüfe ich einfach nach dem Alphabet einen Artikel nach dem anderen, ob die neueste Literatur auch gewissenhaft eingearbeitet ist, dann ist man abends ziemlich schachmatt.“ Er hat mich in der Folgezeit auch herangezogen, wenn er merkte, daß ich mit einer Sache gründlich genug vertraut war: Freidenkertum, Proletarierdichtung, Rhetorik. Es war das schon eine Tätigkeit im verborgenen; denn das Brockhausche Lexikon vermied es aus mir unerfindlichen Gründen, die Namen der Mitarbeiter bekanntzugeben. In den literarischen Artikeln habe ich sehr bald gelernt, die herauszufinden, die von Michels ehrgeiziger Gattin herührten. Sie war besonders bewandert im Italienischen und hielt sogar Vorträge über Dante. Da die Qualität der monistischen Redner sich unter Becks Leitung beständig hob, stieg der Besuch der Sitzungen von Woche zu Woche. Die Mitgliederzahl wuchs langsamer. Die Leute fanden es zwar billig, für eine Mark Monatsbeitrag vier bis fünf Vorträge zu hören. Noch billiger aber fanden sie das Überhauptnichtbezahlen. Später haben sich mir sehr oft Leute als ehemalige Monisten vorgestellt, deren Namen ich niemals in unseren Mitgliederlisten gesehen hatte. Das waren solche Zaungäste.

Kleinbürger hatten wir genug im Monistenbund, aber wenig Arbeiter. Besonders freundete ich mich mit Herrmann Käppel an. Er war Werkmeister in der Barthschen Spitzenfabrik und sprach gern über die Mehrwerttheorie und den Klassenkampf, so daß ich gewissermaßen von ihm in den Marxismus eingeführt worden bin. Er hatte aber auch einen großen Schrebergarten und brachte aus seinem Gartenverein die Gewohnheit mit, selbstgedichtete Schnadahupfel zu singen. In ihnen behandelte er nach dem Vorbilde Rupperts monistische Themen, hielt sich aber dabei mehr an die Personen als an die Ideen. Natürlich fanden sich Leute, die der Meinung waren, daß Käppel unser Niveau drücke, aber ich habe ihnen dann immer erwidert: „Ach was! Laßt jeden treiben, was ihm und uns Spaß macht! Das niedrigste Niveau, was es gibt, ist die feierliche Langeweile. Wer sich nach der sehnt, mag in die Kirche gehen.“ Als ich nach der Ausbombung keine Möbel und keine Bücher mehr hatte, war Käppel der erste, der mir einen alten Schreibtisch und ein altes Konversationslexikon schenkte. Helfer in der Not sind nie die Reichen, die gar nicht wissen, was Not ist. Ein anarchistischer Packer, der Taaz hieß und in etwas galligen Ausführungen jeden Monistenvortrag mit Sätzen aus Stirners „Einzigem“ verglich, bot nach dem Angriff meiner Frau und mir ein Unterkommen in seiner sehr kleinen Wohnung

am Entritzscher Markt an.

Aus Dessau ließ Beck den sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Heinrich Peus als Redner kommen. Dieser hatte zwei Steckenpferde, die seinen Marxismus etwas in den Hintergrund treten ließen: die Bodenreform und Spinoza. Peus hatte sein Augenmerk auf die schlechten Wohnverhältnisse der Arbeiter gerichtet, aber auch auf ihr Bestreben, nach dem Muster des Kleinbürgertums eine gute Stube zu haben. Er sagte: „Euer Unglück sieht man in jeder Stadt. Es heißt Stube, Kammer, Küche. In der Stube wohnt niemand, aber es stehen ein paar Möbelstücke darin herum, denen man ansieht, wie ihr gehungert habt, um sie euch anzuschaffen. Das ist ganz sinnlos, einfach Raumverschwendung, nichts weiter. Tagsüber sitzt alles in der Küche, und nachts kribelt die ganze Familie in die Kammer, um zu schlafen. Ihr braucht zwei Schlafzimmer, eins für die Männer, das andere für die Frauen. Jawohl, es gehört zur Kultur, daß Mann und Frau nicht in demselben Zimmer schlafen, wenn euch das auch sonderbar vorkommt. Wenn sie dann einmal zusammenkommen, ist die Freude umso größer. Aber wenn ihr mit eurer Frau, zwei Mädchen und drei Jungen in einem Zimmer schläft, dann ist das überhaupt keine Wohnung, sondern ein Stall, einfach ein Stall! Natürlich liest da auch niemand, höchstens vielleicht einmal die Zeitung, auf dem Stuhl in der Küche. Wenn ihr euch vor den Büchern fürchtet, lest doch wenigstens eine Zeitschrift! Da findet ihr mit der Zeit ganz von selbst den Übergang zum Buch. Warum habt ihr so selten Gemüse auf dem Tisch? Warum verlernen eure Frauen das Kochen und können schließlich nur noch Gehacktes braten und finden dann auch noch, daß es roh viel besser schmeckt? Ihr sagt, ihr wollt nicht immer bloß Kartoffeln essen, und Gemüse ist viel zu teuer oder gar nicht da. Ihr müßt es selbst anbauen, dann ist es immer da. Und nun stellt euch mal vor, wie das ist, wenn ihr siedelt! Natürlich müßt ihr Baugenossenschaften bilden. Wenn die erst da sind, strömt immer wieder Geld zurück, für das weiter Land gekauft und bebaut werden kann. Ihr fragt, wo das Geld zu den ersten Häusern herkommt? Das müßt ihr zum Teil sparen, zum Teil muß es euch der Staat borgen. Ihr sagt, das tut er nicht, weil es die Hausbesitzer nicht wollen? Ja, das weiß ich, das sind die Kerle, die an euch Stube, Kammer und Küche vermieten. Die wollen natürlich, daß ihr ewig in der Küche sitzenbleibt. Aber gegen die sind wir ja da, eure Abgeordneten, die für euch sorgen. Das ist eine politische Angelegenheit, dafür seid ihr organisiert. Und nun stellt euch einmal vor, wie das wird, wenn jede Arbeiterfamilie ihr Häuschen hat, getrennte Schlafzimmer, natürlich auch eine Stube, aber keine gute Stube, sondern eine wirkliche Wohnstube, in der man lesen und schreiben kann! Des Abends erholt ihr euch bei der Gartenarbeit. Jawohl, das geht, ich habe es selbst oft genug ausprobiert! Das ist kein elfstündiger Arbeitstag, wie die Leute behaupten, denen das alles nicht paßt. Und wenn ihr dann erntet, Erdbeeren, Kirschen, Johannisbeeren, Stachelbeeren, Pflaumen, Birnen, Weißkohl, Rotkohl, vor allem aber Berge von Gurken und Tomaten! Da ist das Problem dann nicht mehr, wo ihr das Gemüse herbekommt, sondern wie ihr diese Berge von Gurken und Tomaten überhaupt vertilgen könnt. Eure Freunde betteln euch noch darum an und sind froh, wenn ihr ihnen etwas davon schenkt oder verkauft. Das ist Wohnkultur, das ist praktischer Sozialismus, der unmittelbar Wirklichkeit wird und die Menschen glücklich macht.“

Diese Rede hielt Peus jedesmal, wenn er eigentlich über irgendein anderes Thema sprechen wollte, entweder am Anfang oder in der Mitte oder am Ende, meistens aber an allen drei Stellen. Er wurde von diesem Gedankengang einfach beherrscht. Die Siedlungsbewegung war an keiner Ecke Deutschlands so entwickelt wie in Anhalt. Peus, den die Arbeiter einfach Heinrich nannten, war der beliebteste Mann des Ländchens. Mit seiner Vorliebe für Spinoza hatte es eine andere Bewandnis. Der Deus sive natura, die Gottnatur, war für Haeckel die Hauptsache, aber nicht für Peus, der sich ähnlich wie Goethe vornehmlich für Spinosas Lehre von der Schädlichkeit aller Affekte interessierte. Goethe glaubte, von Spinoza die Bändigung der Leidenschaften, vor allem die Freiheit von Hoffnung und Furcht gelernt zu haben. Trotzdem blieb er zeitlebens

ein Erotiker, der den Spinoza immer wieder las, weil er fühlte, daß er ihn sehr nötig hatte. Ähnlich ging es Peus, der eine sehr temperamentvolle Natur war und zu heftigen Zornausbrüchen neigte. Wenn man am Vormittag nach Dessau kam und fragte, wo man Peus antreffen könnte, bekam man die Antwort: „Da brauchen sie bloß in die Redaktion zu gehen. Heinrich kommt gewöhnlich um elf Uhr und spricht alle Hauptartikel mit den andern durch. Dabei wird er wütend und brüllt so, daß die Fensterscheiben platzen. Sie hören ihn schon in der nächsten Straße und brauchen dann bloß der Stimme nachzugehen.“ Es läßt sich denken, daß Peus Tage hatte, an denen ihm Spinozas Lehre von den Vorzügen der leidenschaftslosen Betrachtung ungeheuer einleuchtete. Er verwob auch diese Lehre in seine Reden und trug sie auf eine sehr originelle Art vor. Er sagte: „Ihr müßt die Dinge in Ruhe betrachten und dürft euch nicht dabei aufregen. Alle Menschen ärgern sich vielzuviel und machen sich dadurch das Leben schwer. Wenn mir das passiert, schäme ich mich immer und denke an Spinoza. Ich will des Abends ausgehen und knöpfe mir einen reinen Kragen an, und dabei fliegt mir der Kragenknopf aus den Fingern, und ich weiß nicht, wohin er gerollt ist. Natürlich möchte ich da auch schreien: ‚Gottverdammich! Der verfluchte Kragenknopf, und gerade wieder in der letzten Minute!‘ Aber ich bezwinge mich und sage mir: ‚Wenn du hier wie verrückt herumfährst, findest du ihn nie wieder!‘“ Ich mache also in aller Ruhe Licht und stelle fest, daß er nicht unter dem Bett liegen kann, weil ich ihn da sehen würde. Also muß er unter dem Schrank liegen. Ich nehme meinen Stock und hole ihn richtig unter dem Schrank hervor. Wie ich hier den Kragenknopf behandle, so muß man nach Spinozas Meinung auch mit den Menschen umgehen. Wenn sie nicht so sind, wie wir sie gern haben möchten, muß man sie eben so nehmen, wie sie sind, und in aller Ruhe ohne jede Erregung mit ihnen verhandeln.“ Da das Peus nie tat, hörten wir uns seine Auseinandersetzungen sehr amüsiert an und bekamen doch durch sie ein Bild von dem stillen Gelehrten Spinoza, dem er in keiner Weise glich.

In der Rede über Spinoza, die Peus in der Leipziger Ortsgruppe des Monistenbundes hielt, geriet er natürlich wieder sehr tief in die Gurken und Tomaten hinein. Vor ihm saß ein etwa fünfunddreißigjähriger Arbeiter, den wir noch nie in unserer Kreise gesehen hatten, mit seiner etwas jüngeren und recht hübschen Frau. Er folgte der Rede mit wachsender Erregung. Als Peus kaum fertig war, meldete sich dieser empörte Zuhörer zu Worte. Mit einer Donnerstimme, die seine Frau sofort zum Lachen brachte, rief er: „Genosse Peus, ich bin eigentlich nicht hergekommen, um zu reden, aber es ist sehr nötig. Die Versammlung hier scheint mir aus lauter Bürgerlichen zu bestehen. Bekannte Gesichter sehe ich nicht. Die Leute hier müssen einen schönen Begriff von uns bekommen, wenn sie ein Referat hören. Was soll dein Gerede von dem Spinoza, der ein längst verschimmelter Philosoph ist? Mit der Arbeiterklasse hat er nichts zu tun. Daß du ein Sozialdemokrat bist, hat man nur gemerkt, als du vom praktischen Sozialismus geredet hast, und das war alles falsch. Du willst alle Arbeiter nur zu Wurzelwerkindianern machen, von denen haben wir schon vielzuviele. Der Gesellschaft hier“ – Seine Frau, die noch immer lachte, zog ihn am Ärmel, aber er schob ihre Hand weg und sagte: „Laß mich! – Also, Genosse Peus, du kannst den Leuten hier vielleicht imponieren, aber uns kannst du nichts vormachen. Dazu sind wir nicht dumm genug.“ – „Benimm dich anständig!“ schrie Peus, „du bist hier nicht auf dem Bau, oder wo du sonst arbeitest! – Ach, ich denke doch,“ sagte der Arbeiter nicht ohne Hohn, „du willst es so wie dein Spinoza machen und alles ganz schlafmützig anhören? Im übrigen bin ich Gießer, wenn du das partout wissen willst. Lange reden will ich nicht, sondern dir nur meine Meinung sagen. Daß ich dann von der Faust des geschulten Parlamentariers,“ er hob die seine, „zerschmettert werde, weiß ich. Es liegt mir heute nur daran, daß man hier außer dir noch einen Arbeiter hört, der ein wirklicher Sozialdemokrat ist. Wir wissen doch ganz genau, wie es bei euch in Anhalt aussieht. Ich meine nicht deine Häuschen, sondern die politischen Versammlungen. Sind die etwa gut besucht? Ihr kriegt den Saal nicht voll, weil dei-

ne Wurzelwerkindianer jeden Abend in ihren Garten wollen. Die kommen überhaupt nur noch, wenn es früh dunkel wird. Ist das Befreiung der Arbeiterklasse? Du lähmst den Klassenkampf mit deinem Spinoza, mit deinem Gerede von Stube, Kammer und Küche, mit deinen Gurken und Tomaten. Das wollte ich dir nur sagen. In Dessau sagt es dir doch keiner; denn die hast du ja alle im Sack. So, jetzt kannst du wieder losreden und mich zerschmettern.“

Peus erwiderte sehr maßvoll, aber man merkte deutlich, wie schwer es ihm wurde, sein Temperament zu zügeln. Er setzte dem Gießer auseinander, daß die Sozialdemokratie nicht den Fehler machen dürfe, die Arbeiter immer auf die glückliche Zukunft zu vertrösten. Man müsse auch Ziele verfolgen, die sofort erreichbar seien. Peus behauptete, daß es in Anhalt mehr zufriedene Arbeiter gebe als in Leipzig. Darauf nickte ihm der Vertreter des Klassenkampfes grimmig zu, als ob er sagen wollte: „Merkst du denn gar nicht, daß das gerade der Fehler ist?“ Peus sagte, es sei nicht wahr, daß seine Versammlungen schlecht besucht seien. Etwas entsetzt waren wir, als er mit großer Selbstzufriedenheit berichtete, daß er in Dessau eine dreistündige Rede gehalten habe, auf die noch eine zweistündige Debatte gefolgt sei: „Die Versammlung dauerte von acht Uhr bis ein Uhr nachts. Alle Zuhörer waren äußerst aufmerksam, niemand ging vor Schluß weg. Von Schlafmützigkeit kann also bei uns in Dessau keine Rede sein.“ Damit wurde der Monistenabend geschlossen, und wir brachten Peus auf den Bahnhof. Da ich noch nie eine Auseinandersetzung zwischen zwei Sozialdemokraten verschiedener Richtungen gehört hatte, war ich sehr erstaunt über die Schärfe, mit der die Standpunkte gegeneinander abgegrenzt wurden. Der Unterschied gegen die Gemütlichkeit, mit der im Monistenbund geplaudert zu werden pflegte, war frappant. Daher fragte ich Peus unterwegs, ob er seinen Gegner kenne und schon öfter mit ihm zu tun gehabt habe. „Nein,“ sagte Peus, „das war ein richtiger Prolet. Mit solchen Genossen muß ich mich oft herumschlagen. Sie bilden sich ein, gute Sozialdemokraten zu sein, wenn sie mit Beleidigungen und Grobheiten um sich werfen. Sie begreifen nie, daß eine wissenschaftliche Debatte Niveau haben muß.“ Ich muß gestehen, daß es mich wie ein Schlag traf, als Peus das Wort Prolet mit solcher Verachtung aussprach, obwohl er natürlich einen Unterschied zwischen Prolet und Proletarier machte. Es wäre mir lieber gewesen, wenn er von einem Klotz oder Grobian geredet hätte. Die Szene ist mir später oft wieder eingefallen, wenn vom Optimismus der deutschen Sozialdemokratie die Rede war.

Zunächst aber hatte dieser Monistenabend ganz andere Folgen. Becks Feinde hatte längst die Absicht, ihm aus seiner Tätigkeit im Monistenbunde einen Strick zu drehen. Irgendein Denunziant, der vermutlich mit Donadt Verbindung hatte, setzte den Stadtrat Ackermann, auf den das Dezernat im Schulwesen übergegangen war, in Kenntnis, daß Beck im Monistenbund sozialdemokratische Propaganda treibe. Er wurde aufs Rathaus bestellt und vom Stadtrat befragt, ob er den Vorsitz bei den Leipziger Monisten übernommen habe. Beck bejahte das. Der Stadtrat machte ihn darauf aufmerksam, daß er in der Erwartung angestellt worden sei, daß er „sich stets als christlicher Lehrer benehmen werde.“ Beck antwortete: „Ein solches Schreiben ist mir allerdings zugestellt worden, aber eine Verpflichtung habe ich nicht unterzeichnet. Aus der Entgegennahme einer Postsendung können keine Pflichten abgeleitet werden.“ Der Stadtrat seufzte und sprach: „Ja, ähnliche Dinge bekomme ich von meinem Sohne, dem Oberprimaner, zu Hause zu hören. Er ist allerdings auf die andere Seite gefallen, auf die persische Weisheitslehre Mazdaznan. Mit dem Christentum hat das ebensowenig zu tun wie der Monismus. Zu Mazdaznan sollen ja auch viele Lehrer gehören. Wissen Sie eigentlich, was das ist?“ – „Soweit ich unterrichtet bin,“ antwortete Beck, „handelte es sich um eine Lehre von der seelischen und körperlichen Reinheit. Die Diät spielt eine große Rolle. Die Mazdaisten genießen nur vegetarische Kost, veranstalten Übungen im Tiefatmen und reinigen den Darm durch Butterklistiere.“ Der Stadtrat schüttelte den Kopf: „Und bei so etwas macht mein Sohn mit! Ich habe wirklich Sorgen genug aus weltanschaulichen Gründen. Es ist förmlich eine Krankheit der Zeit. Wenn zwei

Menschen zusammenkommen, haben sie drei verschiedene Weltanschauungen.“ – „Es ist aber keine Ehre für mich, mit einem Primaner verglichen zu werden, während ich vierzig Jahre alt bin,“ bemerkte Beck trocken. „Ja,“ sagte der Stadtrat, „Ihr Fall ist viel ernster.“ Sie haben Heinrich Peus nach Leipzig kommen lassen. Der Mann ist Sozialdemokrat. Haben Sie das gewußt?“ – „Allerdings,“ erwiderte Beck. „Der Reichstagsabgeordnete Peus ist aber auch Mitglied des Monistenbundes, an dessen Spitze der große Chemiker Wilhelm Ostwald steht. Ich bin Ostwaldschüler.“ – „Also, Herr Professor,“ schloß der Stadtrat die Vernehmung, „wir wissen, daß Sie eine geschätzte Lehrkraft sind. Zu unserem Bedauern sehen wir uns aber gezwungen, eine Disziplinaruntersuchung einzuleiten, wenn Sie den Vorsitz beibehalten und Sozialdemokraten auf Kosten Ihrer Vereinigung in Leipzig reden lassen. Wie Sie wissen dürften, endet ein Disziplinarverfahren nur selten mit einer bloßen Vermahnung, mit einem Verweis. Es kann zur Dienstentlassung führen.“

Beck teilte mir die Drohung sofort mit und sagte, daß er einen anderen Akademiker der Ortsgruppe, den Rechtsanwalt Burck, bitten werde, den Vorsitz zu übernehmen. Faktisch ändere sich dadurch gar nichts. Er halte seine Vorträge weiter, ohne sich durch die weltanschaulichen Schmerzen des Stadtrats stören zu lassen. Das fand ich sehr vernünftig. Da ich meinen Freund nicht im Stiche lassen wollte, ging ich zu meinem Bruder Hans, der Jurist im sächsischen Staatsdienst geworden war. Er mußte also wissen, wie die Sache politisch ablaufen konnte. Ich fragte Hans, ob es Beck etwas helfen werde, wenn ich ebenfalls diesem Atheistenklub beitrete, in dem ich ja bereits Vorträge gehalten hätte. Hans sagte: „Ihr geltet als die beiden besten Lehrer der Oberrealschule. Wenn ihr beide aus Gesinnungsgründen entlassen werdet, gibt es einen furchtbaren Skandal im Landtag. Dafür werden die Sozialdemokraten schon sorgen, und vielleicht machen sogar die Fortschrittler mit. Die Regierung hat Angst davor, sie wird es nicht wagen.“ Ganz erstaunt fragte ich meinen Bruder, ob er unter diesen Umständen nicht selbst auch noch beitreten wolle, um unsere Sache zu stärken. Hans erwiderte: „Nein, ich weiß nicht, was ich dort soll. Mein Atheismus ist über jeden Zweifel erhaben, aber ich wüßte nicht, warum ich ihn offen bekunden sollte. Gerade weil ich mit der Religion vollkommen fertig bin, habe ich keine Bedenken gehabt, mich kirchlich trauen zu lassen. Wenn ich Kinder bekomme, lasse ich sie taufen. Das sind Akte des gesellschaftlichen Lebens, bei denen die Feierlichkeit nicht entbehrt werden kann. Dafür sind die Geistlichen da, dafür bezahle ich Kirchensteuer. Ob ich selbst etwas glaube, danach hat mich noch nie ein Pastor gefragt. Das Auffällige reizt dich, aber ich pflege es zu vermeiden. Es genügt mir, daß ich denken kann, was ich will.“ Hier mischte sich meine jugendliche Schwägerin Thea ein, die immer um so lauter mitzureden pflegte, je weniger sie von der Sache verstand. Sie hatte eine sehr schöne Ausstattung und 20000,- Mark, dazu noch die Anwartschaft, einen Anteil an einem Hause zu erben, in die Ehe mitgebracht. Darauf beruhte zum großen Teil die Sicherheit ihres Auftretens. Diesmal schrie sie: „Wir begreifen gar nicht, Robert, was du eigentlich dort willst! Du läßt dir deine Vorträge noch nicht einmal bezahlen. Was sollen wir denn von der Sache haben? Euer Publikum lockt uns wahrhaftig nicht. Aber wir sehen darüber hinweg, daß Frau Rechtsanwalt Bruck sich auffällig anzieht und aussieht wie eine Fabrikarbeiterin am Sonntag. Trotzdem kommen wir, wenn du einen Vortrag hältst. Das ist doch schon sehr viel von uns, und meine Freundinnen würden sich schön wundern, wenn sie es hörten.“ Bei so viel Dummheit verlor auch ich die Geduld und sagte: „Daß ihr nichts davon habt, versteht sich von selbst. Aber findest du es nicht schön, wenn du das Bewußtsein hast, etwas für andere zu tun?“ – „Für andere?“ schrie Thea, „das fehlt gerade noch! Wenn dir das Spaß macht, ist das deine Sache. Aber wir lassen uns nicht von dir hineinziehen!“ – „Gut,“ sagte ich, „oder vielmehr schlecht. Jedenfalls bin ich Hans dankbar für seine Ratschläge.“

Also trat ich einigermmaßen ostentativ in den Monistenbund ein und hielt abwechselnd mit Beck weitere Vorträge über berühmte Freidenker der Vergangenheit und Gegenwart. Ich trug

dort auch meine Auffassung Walthers von der Vogelweide vor, den man sehr zu Unrecht unter die Freidenker gerechnet hat. Er glaubte an das Fabu der Krone und an das Gottesurteil, daß diese dem berufenen Träger bei der Krönung plötzlich genau paßte, gleichviel ob sein Vorgänger einen dicken oder einen schmalen Schädel gehabt hatte. Walther vertrat einfach die ältere Kaiserreligion gegenüber der jüngeren Papstreligion, hatte also, wie die meisten Dichter, eher etwas Reaktionäres in sich. Uhland hat ihn ganz verkehrt zu einem Vorläufer Luthers gemacht. So spielte in unserer Ortsgruppe die Literatur eine beinahe ebenso große Rolle wie die Naturwissenschaft. Wenn mich irgend etwas stark beschäftigte, ging ich in den Monistenbund und hielt einen Vortrag darüber. Aber es trat bald eine Rückwirkung ein. Ich fing an, die Dichter danach zu klassifizieren und zu werten, ob sie sich mit unserer monistischen Weltanschauung vertrugen oder nicht, und so kam natürlich Goethe zuerst an die Reihe. Die Weichersche Literaturgeschichte hatte guten Absatz gefunden. Ich ging mit der Programmarbeit über den politischen und exotischen Roman zu Theodor Weicher und setzte ihm auseinander, daß wir das Buch etwas kürzen und den zweiten Teil, der das neunzehnte Jahrhundert behandelte, mit dem ersten vereinigen müßten. Dann könnten wir den bisherigen zweiten Teil gleich als „Neunzehntes Jahrhundert der deutschen Literatur“ sehr stark erweitert in zweiter Auflage herausbringen. Die Programmarbeit könne ich gewissermaßen einkleben, da ich sie gerade erst geschrieben hätte. Weicher war, wie immer, Feuer und Flamme für meinen Plan und erklärte sich sogar bereit, diesen zweiten Band bereits zu drucken, während ich ihn schrieb. Er dachte also anders als Dr. Giesecke über „unfertige Manuskripte“. Als sich die Behandlung von Goethes „Faust“ zu eine Teilstück von 60 Druckseiten auswuchs, machte mir Weicher wieder den Vorschlag, diese Partie zunächst als Separatdruck herauszugeben, während der Druck des Ganzen weiterging. Damit war ich natürlich einverstanden, und so erschien noch im gleichen Jahre wie die Programmarbeit, also 1911, „Goethes Faust. Eine historische Erläuterung. Paul Beck zugeeignet. Du Geist der Erde bist mir näher.“ Also eine Goetheschrift mit einem Goethezitat, aber gar nicht im Geschmacke der Goethephilologie, sondern eher in dem Ostwalds.

Diese Schrift hat vorübergehend etwas Staub aufgewirbelt. Eigentlich lag dazu kein Grund vor. Es war an der Zeit, sich einmal zu fragen, ob wir uns im naturwissenschaftlichen Zeitalter überhaupt noch mit einem Magier einig fühlen konnten, der sich dem Teufel verschreibt. Das galt noch immer für eine Selbstverständlichkeit. Spengler hat ja unser ganzes Zeitalter für fanatisch erklärt und Hunderttausende damit bezaubert. Das geschah sogar erst 1918, also sieben Jahre nach meiner Fausterläuterung, die Spengler vermutlich nie gesehen hat. Trotzdem glaube ich noch heute, daß ich der Zeitgemäßere war, gerade weil mir manche Partie meiner Auseinandersetzungen heute schon wieder veraltet vorkommt. Spengler war ein Reaktionär, und sein Publikum bestand aus Reaktionären. Daher können seine Bücher erst veralten, wenn es keine Reaktionäre mehr gibt, und diesen Idealzustand haben wir leider noch nicht erreicht.

Auf der ersten Seite lehne ich den Zustand des gefühlvollen Halbverständnisses ab, das zufrieden ist, wenn es bei der Lektüre etwas fühlt oder denkt, und gar nicht fragt, ob sich der Dichter dasselbe gedacht hat oder etwas ganz anderes. So lesen Primaner und Primanerinnen den „Faust“ und in späteren Jahren lesen ihn überhaupt nur noch sehr wenige, was nicht ausschließt, daß sie immer noch über ihn reden. 1932 habe ich es erlebt, daß der als Politiker sehr viel bekanntere Dr. Gördeler die Sitzung des Leipziger Rates damit eröffnete, daß er eine kleine Goetherede hielt. Er interpretierte in ihr den „Faust“ als das ewige Streben nach Erkenntnis, das ewig unbefriedigt bleibt. Dazu braucht man überhaupt nur den ersten Monolog Fausts gelesen zu haben. Dagegen warf ich 1911 die Frage auf, ob man sich etwa noch aus Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ seine politischen Erkenntnisse holen könne. Wer wisse, wie Deutschland heute aussehe, mache diesen Versuch nicht: „Liegt eine solche Gefahr auch beim „Faust“ nahe? Kann er unsere Weltanschauung ungünstig beeinflussen, indem er uns in eine

Stimmung hineindrängt, die vor hundert Jahren natürlich war, es aber jetzt nicht mehr ist?“ Daß die Stimmung des Volksbuches vom Doktor Faustus überlebt ist, merkt jeder, der es liest. Dem Verfasser ist das Problem ein rein theologisches. Wissensdurst und Genußsucht sind Teufelswerk. Den Seelenzustand Fausts schildert dieser Mensch des sechzehnten Jahrhunderts, wie er ihn erlebt haben würde, und vergißt, daß zum Abschluß des Paktes eine andere Seele gehört als die seine. Er hat eine fürchterliche Angst vor dem Teufel und klappert mit den Zähnen, als er berichtet, wie der Zauberer schließlich in die Hölle geschleppt wird. Auch Christopher Marlowe, der das kaum ins Englische übersetzte Faustbuch sofort dramatisierte, hat diese groteske Endszene beibehalten. Aber er hat wenigstens dem Durst nach Macht und Wissen gewaltige Worte leihen können, weil er selbst eine Renaissancemensch war und von wüsten Leidenschaften beherrscht wurde. Marlowes Fausttragödie kreist um den Vers: „Ein weiser Magier ist ein Gott an Macht!“

Über das Puppenspiel geht etwas von dieser Macht- und Genußsucht in Goethes „Urfaust“ über, den wir seit 1887 lesen können, nachdem er in der Göschhausenschen Abschrift wieder aufgefunden worden ist. Aber der junge Goethe hat damit ganz andere mystische Lehren verbunden, namentlich die des Geistersehers Emanuel von Swedenborg (1688-1772), den er ebenso eifrig gelesen hat, wie das später Balzac getan hat. Bei Swedenborg hat jeder Planet einen Geist. So nahm Goethe von ihm den Erdgeist, der sich selbst schildert, indem er die Lehre Spinozas von der beseelten Natur in eine stürmische, visionäre Form umgießt. Es wird daraus eine Alchimie, die nicht so grotesk ist, wie die mittelalterliche, aber unserem Empfinden trotzdem nicht viel näher liegt als diese. Von der Aufklärung wendet sich der junge Goethe verächtlich ab, weil sie das Gefühl und die Leidenschaft nach Möglichkeit aus ihrer prosaisch nüchternen Weltbetrachtung entfernt. Goethe denkt in seiner Jugend ähnlich, wie das später Schleiermacher getan hat. Die religiöse Stimmung gegenüber den Welträtseln scheint ihm von höchstem Wert. Er hat keine Eile, die Paktszene, und noch weniger, die Höllenfahrt zu schildern, sondern verschiebt das auf später: „Seine Vorstellung von der Hölle und ihren Geistern hat keine Beziehung mehr zu seinem Gewissen; damit hat sie ihre Kraft eingebüßt und ist verschwommen geworden.“

Der „Urfaust“ ist ein Fragment. Als Goethe daraus in Italien ein Ganzes machen wollte, kam er nicht damit zustande, sondern deutetet einzelne Szenen um, fügte andere hinzu, ohne sich bis zum Schlusse hindurchfinden zu können. Vieles erschien ihm jetzt als jugendlich unreif. Selbst die Gretchentragödie, also die von ihm mit gewohnter Meisterschaft behandelten erotischen Szenen, rechnete er 1788 bereits zu der „flachen Unbedeutenheit“, durch die Mephisto sein Opfer schleppt. Trotzdem begeisterten sich nicht nur die Romantiker, sondern auch Schiller für das 1790 veröffentlichte Fragment. Aber Schiller war Kantianer und dachte in Kategorien und Prinzipien. Er verlangte von Goethe, daß sich „seine Einbildungskraft zum Dienst einer Vernunftsidee bequemen müsse.“

Das war Goethe zu abstrakt, er gab nur zögernd nach. Allerdings machte er jetzt einen Unterschied zwischen dem dunklen Drange Fausts, die Natur zu enträtseln, und seiner eigenen Haltung. Faust will sich des Geheimnisses in begeistertem Gefühlsüberschwang unmittelbar bemächtigen. Goethe tritt den wirkenden Kräften in vorsichtig abwartender Haltung gegenüber und lüftet den Schleier nur da, wo er nicht auf Widerstand stößt. Darin fühlt sich Goethe jetzt mit dem jungen Schelling einig, dem er im Juli 1798 die Berufung auf den Jenaer Lehrstuhl verschafft. Die Entwicklung, die Faust nunmehr durchzumachen hat, ist die vom stürmischen zum ruhigen Naturphilosophen. Aber von systematischen Experimenten will Goethe nichts wissen, sondern schreibt 1808 an den biedereren Zelter: „Der Mensch an sich selbst, insofern er sich seiner gesunden Sinne bedient, ist der größte und genaueste physikalische Apparat, den es geben kann.“ Das ist keine Naturwissenschaft, sondern Naturphilosophie.

Auf diesem Standpunkt bleibt Goethe. So erscheint 1808 „Faust, der Tragödie erster Teil.“

Er ist nur eine große Einleitung, sozusagen der negative Teil, die Unterstufe in Fausts Entwicklung. Wir sehen die vergeblichen Versuche Mephistos, Fausts hohes Streben in sinnlicher Lust zu ersticken. Der Oberstufe wendet sich Goethe erst im Februar 1825 zu, also nach einer riesigen Pause, wie wir sie in der Entstehungsgeschichte keiner anderen großen Dichtung finden. Goethe steht im sechsundsiebzigsten Lebensjahre, als er die Arbeit an „Faust“ wieder aufnimmt. Er wird, wie alle alten Herren – ich gehöre jetzt selbst dazu, darf es also ruhig sagen – sehr gern biographisch. Er fragt sich, wie seine eigene Entwicklung auf ihren Höhepunkt gekommen ist, und gibt die vielleicht nicht ganz richtige Antwort: „Durch die Berührung mit der Antike auf der italienischen Reise.“ Also muß Faust durch die Antike veredelt werden. Im Stoff, im Faustbuch, wird Fausts Verhältnis zur Heidin Helena erwähnt, die ihm der Teufel verschafft, um seine sinnlichen Gelüste zu befriedigen. Also gehört in den „Faust“ eine Helena hinein, die aber keine Spukgestalt aus der Hölle sein darf, sondern die Antike in ihrer ganzen Herrlichkeit repräsentieren muß.

So befriedigt Goethe zugleich den Hang zum Symbolischen, der ebenfalls für das Greisenalter charakteristisch ist. Wer vieles erlebt hat, fängt allmählich an, jedes einzelne Erlebnis als die Wiederholung eines typischen Verlaufs zu betrachten. Das tatsächliche Geschehen ist eine Hülle, in der immer wieder dasselbe steckt. Diese Greisenstimmung kann sich bis zum Wahne steigern, daß man die Vorgänge nur träumt. Caldersen und Grillparzer haben aus dieser phantastischen Auffassung des Lebens farbenprächtige Bilder gestaltet, die aber doch etwas Ungesundes und Überreiztes an sich haben. In dieselbe phantasmagorische Welt führt uns Goethe mit Fausts Monolog am Wasserfall. Er schließt mit dem Verse: „Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.“ Das Thema der Dichtung bleibt die Entwicklung Fausts zum ruhigen Naturphilosophen. Auf die nüchterne, wissenschaftliche, systematische Erklärung der Naturerscheinungen wird nach wie vor verzichtet. An ihre Stelle tritt die symbolische Interpretation der einzelnen Beobachtung. Diese ist eine Erleuchtung, eine Vision. Als Goethe die „Helena“, den jetzigen dritten Akt des zweiten Teils, gesondert 1827 veröffentlichte, spricht er auch von den unberufenen Fortsetzern des ersten Teils. Er wundert sich, daß keiner von ihnen auf den Gedanken gekommen ist, der zweite Teil müsse sich notwendig „aus der bisherigen kümmerlichen Sphäre ganz erheben und einen solchen Mann in höhere Regionen durch würdigere Verhältnisse durchführen.“

Wie sehen nun diese würdigeren Verhältnisse im Gegensatz zur kümmerlichen Region der kleinbürgerlichen Gretchentragödie, für die Goethe im Alter keinen Sinn mehr hat, tatsächlich aus? Sie sind etwas abenteuerlicher Natur. Faust kommt mit Mephisto an den Kaiserhof. Er amüsiert den Hof durch prächtige Ausgestaltung eines Maskenfestes und überredet den etwas angetrunkenen Kaiser zur Einführung des Papiergeldes. Je mehr Geld der Herrscher hat oder wenigstens zu haben glaubt, desto unersättlicher ist er in seinen Anforderungen. Er verlangt von Faust die Heraufbeschwörung der Helena. Ihre Schönheit reizt den Zauberer aber so, daß er selbst Helena an sich reißen will, worauf eine Explosion erfolgt und der Geist sich in Dunst auflöst. Mephisto trägt den ohnmächtigen Faust in das Zimmer, das er einst als Universitätsgelehrter bewohnt hat. Dort treffen sie Fausts ehemaligen Famulus Wagner, der soeben nach dem Rezept des Paracelsus einen Homunkulus in der Retorte ausgekocht hat. Dieses sonderbare Wesen hat übersinnliche Fähigkeiten und benachrichtigt Mephisto, daß auf den pharsalischen Feldern die klassische Walpurgisnacht gefeiert wird. In diese begeben sich Faust, Mephisto und Homunkulus. Da sämtliche antike Gottheiten in der klassischen Walpurgisnacht vertreten sind, hat Faust Gelegenheit, von Perserpina die Rückkehr Helenas auf die Oberwelt zu erbitten. Diese Rede, durch die Faust die Göttin der Unterwelt bis zu Tränen rührt, suchen wir aber vergebens in der Dichtung. Goethe hat sie nur geplant, aber nicht ausgeführt. Wir wissen nicht recht, wo Helena herkommt, als sie im dritten Akt auftritt, die Gemahlin Fausts wird und ihm den Knaben

Euphorion gebiert, der symbolisch die Poesie und zugleich Lord Byron darstellt. Er schwingt sich in die Lüfte, stürzt aber tot zu den Füßen der Eltern nieder. Die Leiche verschwindet, aber Kleid, Mantel und Lyra bleiben liegen. Der leidenschaftliche Schmerz über den Tod des Kindes treibt Helena zur Besinnung über sich selbst. Sie begreift, daß sie nicht mehr in der Wirklichkeit lebt. Daher verschwindet auch sie und läßt Faust nur ihre Kleider zurück. Der symbolische Gehalt dieser Szene ist der, daß nach Goethes Meinung nicht das antike Leben, sondern nur die antike Formgebung erneuert werden kann.

Immerhin hat aber Faust durch Helena Sinn für das Heroische gewonnen. Sein Ideal ist jetzt die Tat. Er will dem Meere durch Dammbauten Land abgewinnen. Das dazu nötige Strandgebiet verleiht ihm der Kaiser, als Mephisto ihm durch allerlei Spuk zum Sieg über einen Gegenkaiser verhilft. Faust als Strandfürst erblindet zwar, da er beinahe hundertjährig ist, läßt aber das Werk auch dann fortsetzen. Als er den höchsten Augenblick auf freiem Grund mit freiem Volke zu erleben glaubt, stürzt er tot nieder. Die Seele wird Mephisto von rosenstreuenden Engeln streitig gemacht. Als er diese von hinten sieht, wird er von perversen Gelüsten ergriffen, ermattet im Kampf und verliert Fausts Unsterbliches, das die Engel entführen und in den Himmel tragen. Dort empfängt ihren Jugendgeliebten „Una poenitentium (eine von den Bürgerinnen), sonst Gretchen genannt.“ Der mystische Chor versichert uns: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan.“ Damit ist aber nicht Helena gemeint, sondern doch wieder Gretchen, die allerdings nunmehr zum Symbol der Jungfrau Maria erhoben wird. Der Schluß mutet uns reichlich katholisch an, aber Goethe sagte zu Eckermann, er habe seinen Absichten „durch die scharf umrissenen christlich-kirchlichen Figuren und Vorstellungen eine wohlthätig beschränkende Form und Festigkeit gegeben.“

Nach dieser Darstellung, die ich für durchaus objektiv hielt, fügte ich eine Würdigung an. In ihr führte ich aus, daß die Strandszenen insofern modern genannt werden könnten, als in ihnen eine sozial wertvolle Tätigkeit gefordert und gepriesen werde. Diese Szenen umfaßten aber nicht einmal den vierundzwanzigsten Teil des „Faust“, der demnach eine Übergangsdichtung sei. Die Leser genossen ihn überhaupt nur noch „als eine Sammlung von Bildern und Sprüchen.“ Er sei nicht Goethes größtes Werk, sondern das sei seine Lyrik.

Den Haupteinwand, den ich heute gegen meine Faustschrift habe, ist der, daß sie viel zu langatmig geschrieben ist. Sie behandelt in Wahrheit ein Einzelproblem, nämlich das Verhältnis der naturphilosophischen Partien in Goethes „Faust“ zur Naturwissenschaft. Das hätte ich auf acht Druckseiten erledigen müssen, nicht auf sechzig. Aber nicht daran nahm man Anstoß, sondern erstens am spöttischen Tanz der Schrift. Man merkte natürlich, daß damit weniger Goethe angegriffen wurde als die gedankenlose Goethebewunderung. Je berechtigter dieser Spott war, desto unangenehmer wurde er empfunden. Zweitens aber kam es mir überhaupt nicht zu, das allgemein als kanonisch betrachtete Urteil, daß der „Faust“ die größte deutsche Dichtung sei, frevelhaft anzuzweifeln. Die als äußerst modern geltende Wochenschrift „Jugend“ brachte eine Satire, in der sie schilderte, wie der Oberrealschuloberlehrer Dr. Robert Riemann kopfschüttelnd mit dem „Faust“ am Schreibtische saß, die Personen in a) männliche (Faust), b) weibliche (Gretchen) und c) sächliche (Mephisto) einteilte, Goethes sachliche und stilistische Fehler mit roter Tinte korrigierte, aber dann doch zu dem Ergebnis kam, daß die Arbeit unter Berücksichtigung des großen Umfangs noch mit „genügend“ zensiert werden könne.

Die „Jugend“ genoß mehr durch ihre farbigen Bilder als durch ihren Text eine ausgedehnte Verbreitung unter der heranwachsenden Generation. Die Schüler der Oberprima brachten die Nummer mit in die Schule und waren sehr begierig, wie ich darauf reagieren würde. Sie waren etwas enttäuscht, als ich sagte: „Die Karikatur pflegt zu typisieren. In dieser Satire werde ich als der typische Oberlehrer dargestellt, der gelernt hat, wie man einen Aufsatz korrigiert, und daher auch eine gewaltige Dichtung als eine Schülerarbeit behandelt, in der er mit roter Tinte

herumfuhrwerkt. Daß ich ein Schulmeister bin, werde ich nie in Abrede stellen. Ich bin sogar stolz darauf. Ob ich wirklich so beschränkt, dumm und albern bin, wie ich in diesem Witzblatt dargestellt werde, mögen Sie selbst beurteilen! Meiner Meinung nach bin ich gerade mit meiner Faustkritik, die Sie ja längst aus meinem Unterricht kennen, durchaus nicht in den Grenzen des Üblichen geblieben, sondern habe eine selbständige Meinung vertreten. Vermutlich hat man sich gerade dagegen empört. Die „Jugend“ ist überzeugt, daß ein Oberlehrer gar nicht das Recht hat, eigene Meinungen zu haben und sogar drucken zu lassen. Einer von uns soll so langweilig und tölpelhaft sein wie der andere. Dann ist er den Witzblättern willkommen und wird immer wieder mit denselben Zügen dargestellt. Die meisten Menschen erzählen, wenn sie auf ihre Schuljahre zu sprechen kommen, immer nur, wie sie ihre Lehrer beschummelt und geärgert haben. Sehr selten berichtet einer, was er von ihnen gelernt hat. Das tun eigentlich nur die Leute, die selbst wieder Schulmeister geworden sind, aber selbst unter diesen gibt es viele, die sich lieber als gewesene Schüler und nicht als gewordene Lehrer fühlen. Wenn Sie das ebenso machen wollen, empfehle ich Ihnen, den Artikel der „Jugend“ auswendig zu lernen. Dann wissen Sie, wie es gemacht wird.“

Dasselbe Thema nahm ich in der Rede auf der Abiturientenkneipe 1912 auf, indem ich mit den Worten begann: „Ich möchte eine Rede auf die Jugend halten. Nun habe ich eigentlich gar keine Veranlassung, der „Jugend“ besonders dankbar zu sein; denn sie hat meine Faustschrift in einem Artikel, den Sie alle gelesen haben, verulkt und Witze über mich gemacht. Also bemerke ich des besseren Verständnisses wegen, daß mit der Jugend, die ich feiern will, nicht das Münchner Witzblatt „Jugend“ gemeint ist, sondern die Jugend der Leipziger Oberrealschule. Unter ihr fühle ich mich so wohl, daß ich jedesmal traurig bin, wenn ein Jahrgang uns verläßt. Sie trinken heute aus dem Becher der Freude, und es ist schon viel, wenn sich darin auch ein Tropfen Wehmut findet, daß Sie von der Oberrealschule scheiden. Mir, verehrte Jugend, geht es gerade umgekehrt. Ich trinke aus dem Becher der Wehmut, und es ist ein Glück, daß sich darin ein Tropfen Freude findet. Freude darüber, daß wir wenigstens heute noch einmal recht vergnügt beisammen sind, ehe wir uns trennen.“

Dieser Eingang der Rede erregte wachsenden Jubel unter den Abiturienten. Nur die Lehrer saßen betreten da; denn von ihnen hatte außer Beck noch keiner von dem Artikel der „Jugend“ etwas gehört. Nach der Rede bemerkte ich, wie sich verschiedene Lehrer bei ihren Schülern darüber informierten, was eigentlich mit mir und der Münchener „Jugend“ los sei. Damit drang die Kenntnis des Artikels bis zu den vorgesetzten Behörden vor, die ja gewöhnlich nur das erfahren, was ihnen ins Büro getragen wird. Sie erledigen eben den „Eingang“, und was nicht hereinkommt, sondern draußen bleibt, existiert für sie überhaupt nicht. Die Bürokratie lebt im Büro. Sie ist das Ich Kants oder Fichtes, das nur die Erscheinungswelt ordnet. Sobald ich zu dieser gehörte, setzte sich der Dresdner Geheimrat Lange auf die Bahn und fuhr nach Leipzig, um sich zu überzeugen, in welcher Rubrik ich eingeordnet werden mußte. Gleichzeitig wollte er auch den Kollegen Streit im Unterricht beobachten. Dieser war der Sohn eines wohlhabenden Fleischers und hatte die Tochter eines Hausbesitzers geheiratet, befand sich also wirtschaftlich in einer sehr günstigen Lage. Er gab im Französischen und Englischen einen guten Paukunterricht und hielt straffe Disziplin. Damit waren aber auch seine Vorzüge erschöpft. Von der Literatur las er nicht viel und verstand noch weniger, als er las; denn sein Geist arbeitete ungewöhnlich schwerfällig. Er kleidete sich aber äußerst sorgfältig, konnte über Stiefel und Hosen stundenlang reden und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, seine Loyalität zu bekunden. Als er zu Königs Geburtstag eine Rede zu halten hatte, schloß er folgendermaßen: „Als ich heute zur Schule fuhr, sah ich aus dem Schnee die ersten grünen Spitzen herausgucken. Da dachte ich gleich an unsere Landesfarben Weiß und Grün, und an unser geliebtes sächsisches Königshaus.“ Nach der Feier traf ich ihn im Lehrerzimmer und sagte: „Du, Streit, wenn du die

Rede zu Kaisers Geburtstag hältst, brauchst du nicht viel zu ändern. Du sagst dann einfach: „Denkt euch nur, liebe Schüler, heute taute es, als ich auf der roten Elektrischen durchs Rosental fuhr. Da kam die schwarze Erde aus dem weißen Schnee heraus, und ich stand auf der roten Elektrischen. Schwarzweißbrot, unsere Reichsfarben, und ich dachte gleich an unseren geliebten Kaiser.“ Streit glotzte mich verständnislos an und fragte: „Hat Dir meine Rede nicht gefallen?“ – „Ausgezeichnet,“ erwiderte ich, „rhetorischer Bilderschmuck ist eine wunderbare Sache.“ Streit hatte als einzigen Stachel in seiner ungeheuren Fleischmasse den brennenden Ehrgeiz, möglichst früh Rektor zu werden. Sobald er hörte, daß irgendein Posten neu besetzt werden sollte, fuhr er nach Dresden und meldete sich. Er gehörte zu den ewigen Bewerbern. Von einem derselben hatte der Dresdner Geheimrat einmal gesagt: „Sie fragen mich, warum ich gerade den genommen habe? Ich will Ihnen ganz offen sagen, daß wir ihn nicht mehr sehen konnten. Er kam alle drei Wochen ins Ministerium und bettelte um einen Posten. Gegen ihn lag nichts vor. Also haben wir ihn befördert, und jetzt haben wir Ruhe.“

Damals wurde ein Rektorposten in Riesa frei, Lange kam, um rein formal bei Streit zu hospitieren, gegen den nichts vorlag, und etwas sorgfältiger bei mir, gegen den genug vorlag, um jeden Gedanken an eine Beförderung auszuschließen. Streits Unterricht mußte also gut befunden werden und meiner irgendwie mangelhaft. An sich ist das nie schwierig, weil die Pädagogik so viele Gesichtspunkte enthält, daß man immer von einem derselben zu dem Urteil kommen kann, das bereits feststeht. Ich erinnere nur an Lebensbeziehung oder Konzentration, scharfe Gliederung oder angenehme Form der Darbietung, hohes Niveau oder Heranziehung auch der schwachen Schüler, Suggestivfragen oder geschickte Fragestellung usw. Wer anders quatscht, kommt dem Stoff von allen Seiten bei. Wer das Wissenschaftliche beiseite läßt, bevorzugt seine erzieherische Aufgabe. Es gibt für alles einen lobenden und einen tadelnden Ausdruck. Die Wahl zwischen beiden hängt vom Zweck der Hospitation ab.

Diesmal ging trotzdem alles schief. Der Geheimrat Lange kam in die Obersekunda, der Suhr das Gepräge gab, und hörte durchaus nicht das, was er wollte. Um mir durch die Blume anzudeuten, weshalb er kam, trat er mit dem Faustzitat ein:

*Verzeiht, ich hört' Euch deklamieren;
Ihr last gewiß ein griechisch Trauerspiel.*

Das war zugleich eine Anspielung auf meinen unnötigen Stimm Aufwand im Unterricht, also so gebildet wie möglich. Lächelnd erwiderte ich: „Das tut mir sehr leid, Herr Geheimrat. Wir behandeln weder Sophokles noch Goethe, sondern ein viel weniger hohes Thema, nämlich die spanischen Vorgänger von Grimmelshausens „Simplicissimus“. Lange nahm auf dem angebotenen Stuhle Platz, und ich fragte weiter nach dem „Guzman de Alfarache“ und ähnlichen piccaresken [pikaresken] Romanen. Bei jeder Frage gingen sämtliche Finger in die Höhe. Die Schüler sagten sich, daß der Mann mir irgend etwas wollte, und daß ich mir die, die wirklich etwas konnten, schon selbst herausuchen würde. Der Geheimrat war es nach zwanzig Minuten leid, immer wieder diesen Fingerwald zu sehen und immer wieder Antworten zu hören, die er selbst gar nicht hätte geben können. Er stand auf, brummte unwillig: „Ich habe leider keine Zeit mehr,“ und verschwand. Ich rieb mir zufrieden die Hände und sagte zu den Jungen: „Wir dürften recht gut abgeschnitten haben. Ihr habt ausgezeichnet geantwortet. Ich danke euch!“ Während ich die Stunde zu Ende führte, saß Lange vermutlich bei Donadt, teilte ihm betrübt mit, es ließe sich vorläufig nichts machen, ich wäre ausgezeichnet präpariert und die Klasse arbeite lebhaft mit. Beide kamen dann natürlich zu dem Ergebnis, daß der gute Verlauf weniger mir als der ungewöhnlich begabten Klasse zugeschrieben werden müsse. Lange beschloß, da Streit in derselben Klasse die nächste Stunde hatte, auch diese dort zu hospitieren. Nach derselben traf ich den völlig aufgelösten Kollegen Streit im Lehrerzimmer. Er stöhnte: „Das war entsetzlich. Ich

hatte solche Angst, daß mir alles durcheinander gegangen ist. Ich weiß nicht mehr, was ich gefragt und gesagt habe. Die Jungen sind auch völlig verwirrt geworden. Nun ist alles verloren!“ – „Was hat denn der Geheimrat gesagt?“ fragte ich. „Nun, na ja, und dann hat er mir die Hand gedrückt und ist gegangen,“ erwiderte der Unglückliche. „So“ sagte ich, „und nun will ich dir zu deinem Troste sagen, wie die Sache kommen wird. Lange hat gemerkt, daß du Angst vor ihm hast. Das ist das größte Kompliment, das man einem Geheimrat machen kann. Es wird stets mit Wohlgefallen entgegengenommen. Du hast dein Rektorat in der Tasche!“ Zwei Monate später wurde Streit Rektor in Riesa. Sehr alt ist er dort allerdings nicht geworden, sondern ziemlich früh gestorben, weil er aus dem väterlichen Fleischerladen die Gewohnheit mitgenommen hatte, stets mehr zu essen, als ihm bekommen konnte.

Auf dem Umschlag der Faustbroschüre war das Gesamtwerk als „Das neunzehnte Jahrhundert der deutschen Literatur“ mit dem Vermerk angekündigt: „Das Ineinandergreifen der politischen, literarischen und philosophischen Strömungen wird ausführlich dargestellt. Große Partien sind Schelling, Schopenhauer, Feuerbach und Nietzsche gewidmet.“ Es ist das Vorrecht der Jugend, ihre Programme mit ihren Taten zu verwechseln. Vollbracht war in dem Buche durchaus nicht alles das, was ihm hier vorgerühmt war. Ein Wagnis war auch die Widmung: „Hugo Riemann zugeeignet. Es klingt so schön, was unsre Väter taten.“ Ein Rezensent schrieb nicht unwitzig: „Der Alte hat ihm nicht die richtigen Flötentöne beigebracht.“ Es war vermessenes, sich so ohne weiteres neben einen berühmten Vater in die Schranken zu stellen. Auch war mein Buch alles andere als eine Harmonielehre. Es stand sehr viel Herausforderndes auf den 493 Seiten. Mir konnte es selbstverständlich sein, zu sagen: „Die Beherrschung der Naturkräfte und die Einsicht in die Bedingungen des historischen Geschehens sind der Stolz des modernen Menschen.“ Meine Zeitgenossen waren auf ganz andere Dinge stolz und hielten es für richtig, die Religion dem Volke zu erhalten und sich selbst ihre Besitztümer. Die Ehrfurcht vor dem Hergebrachten schien ihnen sehr nützlich, und es war bereits ein Frevel, wenn ich feststellte: „Die Poesie als Ausdruck des Seelenlebens ist ebenso wandelbar wie das Seelenleben selbst.“ Die Klassiker, die man nicht las, waren doch dazu da, um das Aufkommen demagogischer Dichtungen zu verhindern! So hatte nicht nur der Jungmann, sondern auch Köster und sogar Witkowski die Sache aufgefaßt. Dagegen stellte ich der Poesie die Aufgabe, „in anziehender Form das Weltbild der Zeit darzustellen und ihrem Seelenleben Ausdruck zu geben.“ Zum Seelenleben konnte man ja sogar den Sozialismus und den Atheismus rechnen! Von den ausführlich behandelten Philosophen war Schelling, den kein Mensch mehr las, allenfalls hinzunehmen, aber nicht als negatives Gegenbild zur modernen Naturwissenschaft, wie ich ihn schilderte. Von Novalis redete ich nicht in den gewohnten rätselhaften Tönen, sondern berief mich sofort auf Becks „Ekstase“, um seine Abnormalität zu beleuchten. In meiner Darstellung war Novalis kein Prophet, sondern ein Kranker. In der „Undine“ Fouqués begrüßte ich „die Salonausgabe der Schellingschen Naturphilosophie“ und in Schillers „Wallenstein“ eine unter dem Einfluß Goethes, der an die Fernwirkungen der Gestirne glaubte, vollzogene Verschmelzung der mittelalterlichen Astrologie mit dem antiken Schicksalsglauben. Statt mich pietätvoll darin zu versenken, hielt ich das alles mir und meinen Lesern vom Leibe. Von Schopenhauers Philosophie, die in allem den Willen wirksam fand, zog ich nicht eine Verbindungslinie zum eroberungslustigen Imperialismus, sondern betonte, „daß Schopenhauer der Welt nur den Teil unseres Selbst schenkt, den er für den schlechteren hält.“ Mit Biernatzki, dem Halligdichter, beschäftigte ich mich, weil ihn meine Schwester Else in ihrer 1910 erschienenen Doktordissertation über „Nordfriesland in der erzählenden Dichtung“ behandelt hatte. Aber auch hier stieß ich weiter vor als die vorsichtige Schwester, indem ich ihn an Hand von Becks „Ekstase“ zu denjenigen Dichtern rechnete, denen das unmittelbare Einswerden mit Gott stärkstes Bedürfnis ist. Den sonderbaren Glauben Goethes an das Walten des Dämonischen in großen Menschen,

aber auch in rätselhaften Zufälligkeiten verglich ich mit Ostwalds Definition des Schicksals als des bisher unbeherrschten Teils der Geschehnisse: „Goethe sieht darin eine ewige Macht, Ostwald eine beständig im Schwinden begriffene Größe, die nur dem beschränkten Blicke als etwas Geheimnisvolles erscheint.“ Vermutlich hat hier mancher Leser entsetzt ausgerufen: „Jetzt findet der Mensch auch noch Goethe beschränkt!“ Dieser sagt in „Dichtung und Wahrheit“, die dämonischen Naturen übten „sogar eine unglaubliche Gewalt über die Elemente aus.“ Statt das in staunender Ehrfurcht hinzunehmen, erkläre ich: „An einen geheimnisvollen Rapport der Persönlichkeit mit den Naturkräften, an eine Beherrschung durch ihren Willen glauben wir nicht mehr.“ Für mich gehört das in die Zeit der Regenpriester und Mondbeschwörer. Ich ziehe solchen phantastischen Weltbildern die wissenschaftlich fundierte Dichtung Zolas vor. Sogar die von fast allen verlästerte Aufklärung kommt bei mir wieder zu Ehren. Das geschieht keineswegs versteckt, sondern ganz offen, als ich Schopenhauer und Heine ablehne: „Heute sieht man im Pessimismus nicht mehr ein wissenschaftliches System, sondern eine Stimmung, die der Begründung der Wahrheit wenig zuträglich ist. Der Fortschritt der Naturwissenschaften ist ein so siegreicher, daß der Optimismus der Aufklärung wieder auflebt. Wir erwarten das Heil von der Bewältigung der Natur durch den Menschen.“

Auf den ersten Blick sah es sehr inkonsequent aus, daß ich der so energisch abgelehnten Romantik zwei Fünftel des Buches einräumte. Aber es lag mir daran, bei der Enthüllung der Schwächen der Romantik zugleich zu zeigen, daß ich nicht nur alle bedeutenden Dichtungen der Romantiker, sondern auch die Hauptwerke über sie gründlich kannte und nicht ins Blaue hinein redete. Auch bei Bettina von Arnim gab ich zwar zu, daß manche Partien ihres 1843 veröffentlichten Werkes „Dies Buch gehört dem König“, beinahe jungdeutsch klingen, warnte aber vor jeder Überschätzung dieser Ähnlichkeit. Die Romantikerin faßte die Monarchie genau so religiös auf wie Friedrich Wilhelm IV. Bettina bekämpfte die Zensur nur als eine künstliche Vortäuschung der Zufriedenheit mit den bestehenden Einrichtungen. In der Idealmonarchie sind Fürst und Volk einig. Also ist keine Zensur notwendig. Empört schildert Bettina die erbärmlichen Wohnungen und die elende Nahrung, die Arbeitslosigkeit und die Kindersterblichkeit, die Lumpen und die Strohsäcke der Bewohner der Berliner Armenkolonie: „Wo die Not so groß ist, muß man tätig unterstützen, nicht moralisieren, bis die Leute vor Hunger sterben.“ Sie fordert ein Gesetz über die Arbeitszeit der Kinder in den Fabriken. Man kann sie also eine Sozialreformerin nennen, muß aber doch lächeln, wenn sie die Schuld immer bei der Verwaltung und der Polizei sucht, statt zu merken, daß dem Übel ohne Änderung der Besitzverhältnisse nicht beizukommen ist.

Im Gegensatz zur landläufigen Literaturgeschichte hob ich überall hervor, daß die Dichter im Zeitalter Metternichs und Bismarcks lebten. Diese Verknüpfung war auch bei Richard M. Meyer da, aber Köster hatte einmal empört zu Kippenberg und mir gesagt: „Meyer weiß viel von Goethe, aber wenn er mich eben in seinen Bann gezogen hat, so daß ich in Frankfurt oder Weimar zu wandeln glaube, dann fährt er mit unmöglichen Vergleichen dazwischen, sogar mit Strindberg, und dann reißt alles entzwei. Frechheit, unglaubliche Frechheit ist das!“ Diese Isolierung der großen Klassiker galt als eine Forderung des guten Geschmacks. Dem meinen aber entsprach sie in keiner Weise. Die Verknüpfung mit der Politik war für mich das eigentlich Wesentliche geworden. In den Mittelpunkt wollte ich die Jungdeutschen rücken. Aber da war mir die ästhetische Betrachtung der dichterischen Technik noch in allen Glieder steckt, entdeckte ich gerade bei Gutzkow und Laube beständig Fehler und Nachlässigkeiten in den Schilderungen und auch im Stil. Schwerlich werde ich viele Leser zur Verehrung Gutzkows bekehrt haben, obwohl das eigentlich meine Absicht war. Mein Versuch, die ehemaligen demokratischen Tendenzen des Bürgertums mit einem literarhistorischen Seil wieder aus dem Grabe heraufzuziehen, schlug völlig fehl. Für die politische Lyrik Freiligraths, Herweghs und Kinkels

war in bürgerlichen Kreisen niemand mehr zu haben. Als ich in der demokratischen Partei 1919 einen Vortrag über politische Lyrik hielt, kam nur ein halbes Dutzend Zuhörer. Zugleich aber spielten dieselben Lyriker eine große Rolle auf den Arbeiterfesten, und als ich dort gelandet war, hörte man mit großem Interesse zu. Meine ausführliche Behandlung der politischen Lyrik und der lyrischen Politik Ludwig Uhlands im „Neunzehnten Jahrhundert“ fand ebenfalls keine Beachtung. Geradezu mit Entsetzen nahm man es auf, daß ich Börne und Heine feierte und dazu bemerkte: „Es ist eine ganz unbestreitbare Tatsache, daß die deutschen Juden jedesmal zu den Führern zählen, wenn es sich nicht um eine gefühlsmäßige Richtung, wie den Sturm und Drang oder die Romantik, sondern um eine intellektuelle Bewegung, wie die Aufklärung oder das Junge Deutschland handelt.“ Auch gegenüber Treitschke ging ich jetzt noch deutlicher mit der Sprache heraus als in meiner Programmarbeit. Ich warf ihm vor, daß er „an die Stelle sachlicher Auseinandersetzung auch im ungeeignetsten Moment ein teutonisches Pathos treten lasse.“ Etwas zu ausführlich verherrlichte ich Laubes Schrift „Das erste deutsche Parlament“, weil ich dabei recht lange über meine geliebten Achtundvierziger reden konnte. Unter den Junghegelianern erwähnte ich Marx nur in einigen Zeilen, die keineswegs von großer Sachkenntnis zeugten, gewährte Feuerbach aber zwölf Seiten. Für sein bestes Werk hielt ich nunmehr die „Vorlesungen über das Wesen der Religion“. Feuerbach führt darin aus, daß Gott in den Naturreligionen patriarchalisch herrscht, erst im dogmatischen Glauben absolut. Dann erzwingt der Rationalismus die Achtung vor den Naturgesetzen. Gott ist als ein konstitutioneller Monarch an die Naturgesetze gebunden. Heute aber folgt die republikanische Interpretation der Naturgesetze, wie auf politischem Gebiete die Republik das praktische Ziel der Menschheit ist.

Gar nichts weiß ich mit Wilhelm Raabe anzufangen, für den 1870 oder noch etwas früher die unpoetische Zeit beginnt, in der pietätlose Menschen die Nachtwächter abschaffen, die Winkelgassen abreißen, die Landstraßen pflastern, Eisenbahnen bauen und mit Schnörkeln und Zöpfen aufräumen. Als Fritz Reuters gewaltige Dichtung feiere ich „Kein Hüsung“, das Lied vom Kampf der mecklenburgischen Hoftagelöhner gegen die grausame Willkürherrschaft der Adligen: „Hier ist Reuter Revolutionär, während er sich sonst mit einem beinahe müden Gleichmut abzufinden weiß.“ Inkonsequent ist es dann wieder, daß ich Friedrich Nietzsche zwar zweiundzwanzig Seiten einräume, ihn aber als einen Klassizisten und Ultrakonservativen ablehne: „Der antichristliche Charakter dieser Philosophie löst sie von der einzigen Partei, der sie dienen könnte. Sie ist weder für die Rechte noch für die Linke brauchbar, sondern hängt vollkommen in der Luft. Zum Ziel der Weltentwicklung macht sie das Genie, den hervorragenden Einzelnen; um seinetwillen leben die Völker. Wir aber sind es gewöhnt, nur in dem ein Genie zu sehen, der für einen engeren oder größeren Kreis, für seine Freunde, für die Gebildeten, für sein Volk, im glänzendsten Falle für die Menschheit, wirklich etwas leistet. Die Wertung solcher Leistungen hat sich in den letzten fünfzig Jahren stark verschoben. Die großen technischen Errungenschaften verurteilen die Dichter und Denker zu einer bescheidenen Rolle. . . . Die Frage, ob man lieber den „Zarathustra“ oder die Eisenbahn entbehren möchte, scheint absurd. Man kann ohne die Errungenschaften der Technik nicht mehr leben und sieht in der Dichtung, Philosophie, Plastik, Musik, Literaturgeschichte usw. nur noch Bestandteile des Luxus.“ Auf diese Philippika folgt dann mit Riemannscher Inkonsequenz ein Zarathustrakommentar, in dem gerade einige der schwierigsten Stellen des vierten Teiles der Dichtung gedeutet werden. Immer wieder macht sich der Gelehrtenstandpunkt geltend, so ausführlich wie möglich zu begründen und den Umfang des eigenen Wissens zu betonen. Wenn man aber solchen Wert darauf legt, Kenner zu sein, dann ist die Liebe noch nicht ganz erloschen. Darunter leidet die Deutlichkeit. Der Leser kommt zu der Meinung, daß an der Sache, die ihm so ausführlich auseinandergesetzt wird, doch etwas sein muß. In solchen Fällen darf man nicht sein ganzes Wissen ausschütten, sondern muß die Ablehnung kurz und scharf formulieren. Das hatte ich noch nicht gelernt. Bei

der Biographie Nietzsches stützte ich mich auf Raoul Richter, der erbittert Nietzsches Paralyse bestritten hat, vielleicht weil er sich schon damals gegen die Ahnung sträubte, daß ihm dasselbe Ende bevorstand. Im Gegensatz zu Richter brauchte ich aber den verpönten Ausdruck und sagte: „Die Paralyse schritt langsam fort, erst am 25. April 1900 ist der Unglückliche in Weimar gestorben.“ Den „unendlich nuancierten“ Stil Nietzsches bewunderte ich restlos, warnte aber davor, nur im bildreichen „Zarathustra“ zu blättern, wie das damals von hundert Nietzscheverehrern neunundneunzig taten, während seiner Feinde ihn gründlicher lasen. Daraus ergibt sich „der merkwürdige Zustand, daß die jungen Naturalisten für Nietzsche Partei nahmen, der ihnen eigentlich unendlich fern stand, während ihn die alternden Klassizisten als einen kranken Sonderling, als einen Abtrünnigen und Entarteten betrachteten und bekämpften. Ihre Kunst bedurfte der Pietät und der konservativen Gesinnung, die Nietzsche zerstörte.“ Natürlich wurde dieser Zustand durch meine Nietzschekritik, die ich auch in vielen Vorträgen und Aufsätzen kundgegeben habe, nicht im geringsten geändert. Hunderttausend Exemplare der Feldpostausgabe des „Zarathustra“ sind im Ersten Weltkriege von jungen Intellektuellen im Tornister mitgeschleppt worden. Wenn man aber einen derselben traf und sich mit ihm über die sonderbare Prophetendichtung unterhalten wollte, erwies sich das als beinahe unmöglich. Man bekam nichts zu hören, als irgendeine kritiklos bewunderte schöne Einzelstelle. Noch schlimmer wurde es, als Goebels die Führung bei den deutschen Nietzscheverehrern übernahm, täglich von den Freuden des „gefährlichen Lebens“ schwafelte und aus der Verehrung des Übermenschen die Folgerung zog, daß man alle „Untermenschen“, vor allem Juden, Kommunisten und Sklaven totschiessen müsse. Nietzsches Lehre wurde zu einer Philosophie der brutalen Raufbolde, die in Wahrheit keinen einzigen Satz von ihm verstanden. Daß es sich um leidenschaftliche Ergüsse eines Impressionisten handelte, der sehr schwach war, aber gern sehr stark gewesen wäre, konnten die stupiden Gehirne der Großbestiefler in keiner Weise begreifen. Heute bin ich überzeugt, daß man eines Tages den feinsinnigen Literaturkritiker Nietzsche wieder entdecken wird. Er hat nicht sehr viel gelesen, aber bedeutenden Werken, durch seine Art, die psychologischen Hintergründe zu enträtseln, ganz neue Reize abgewonnen. Seine Äußerungen über die deutschen Klassiker, die griechischen Historiker und Philosophen, die französischen Moralisten des 17. und 18. Jahrhunderts und auch über einige Italiener sind noch heute lesenswert und dabei noch immer nur ganz wenigen bekannt.

Das letzte Kapitel des „Neunzehnten Jahrhunderts“ behandelte etwas unzureichend den Naturalismus und Impressionismus. Von meinen Zeitgenossen hatte ich einfach noch zu wenig gelesen. Darin war mir Albert Soergel, dessen noch umfangreicheres und schön illustriertes Werk „Dichtung und Dichter der Zeit“ unmittelbar vor dem meinen 1911 erschien, weit überlegen. Die Wertung vermißte ich aber überall in Soergels Buch und sagte daher in einer eilig in mein Werk eingeschobenen Anmerkung: „Der Historiker hat nicht nur zu berichten, sondern vor allem zu gliedern. Die dazu nötige Grausamkeit vermissen ich in Soergels Werke, das zu viel freundliche Teilnahme für die Kleinen und Kleinsten zeigt. Wer jedem gerecht werden will, schädigt die Bedeutenden, die Anspruch darauf haben, daß man nur sie beachtet.“ Im übrigen hatte der Wettlauf zwischen Soergel, der ebenfalls aus Kösters Seminar hervorgegangen war, und mir eine komische Seite. Zwei Oberlehrer schriftstellerten, und jeder von beiden wollte der modernste sein. Der eine hielt es für die erste Pflicht des zeitgemäßen Schriftstellers, immer Naturwissenschaftler und Politiker zu sein und diesen Maßstab der Wertung möglichst auffällig zu handhaben. Der andere verlangte, daß man alle dichtenden Zeitgenossen zu lesen und von ihnen objektiv zu berichten habe, ohne irgend jemand den Geschmack an seiner Lektüre zu verderben. Wenn man nach dem Absatze urteilt, den die beiden Bücher fanden, dann bin ich unstreitig zweiter Sieger gewesen. Soergels Werk wollte jeder besitzen, die Bilder betrachten und den Text heranziehen, wenn er eine von den darin behandelten Dichtungen gelesen hatte.

Von meinem Buche aber wurde erst nach zehn Jahren eine neue Auflage nötig. Dagegen war wieder das Exemplar, das in der Bibliothek des Germanistischen Instituts in Leipzig stand, in kurzer Zeit fast völlig zerlesen. Man rechnete mich also zu den Außenseitern der Forschung, und das war ja auch das, was ich sein wollte. Wie alle Außenseiter bin ich von den Zünftlern sehr selten zitiert worden. Witkowski sagte mir eines Tages, als ich ihn zufällig beim Friseur traf: „Wissen Sie, was meine Studenten sagen, wenn ich in den Übungen von Ihnen rede? Sie sagen immer: „Riemann ist zu radikal! Ich weise die jungen Leute dann auf Ihren Lessing hin, von dem man das gewiß nicht sagen kann.“ – „na ja,“ erwiderte ich, „dafür ist mein Lessing auch ein bißchen langweilig.“

Einen berechtigten Vorwurf machte ich im „Neuzehten Jahrhundert“ den deutschen Naturalisten. Ich sagte, sie redeten endlos darüber, daß der Dichter vor allem Lebenserfahrung haben müsse, hätten aber selbst keine: „Sie verkehren nicht mit Monarchen wie Goethe; Sie saßen nicht im Gefängnis wie Gutzkow und Reuter, sie waren niemals Heizer auf einem Dampfboote wie Gerstäcker, sie zogen nicht als Abgeordnete ins Parlament wie Uhland, Freytag und Laube, sondern sie waren Literaten. Sie stellten die Natur dar und grübelten über die dazu notwendige Methode nach.“ Die anregenden Erlebnisse suchten sie auf sexuellem Gebiete, also bei „Verhältnissen“ und Kellnerinnen. Ihre enge Welt bestand aus der Studierstube, der Literatenkneipe und einem mehr oder weniger öffentlichen Boudoir.

Das soziale Problem behandelte ich bei Gerhart Hauptmann, von dem ich noch am meisten gelesen hatte, freilich auch nicht alles. Ich sagte, Hauptmann leide an der sozialen Frage, weil es ihm selbst gut gehe. Er schildere den Jammer der Armut, um das Gewissen der oberen Klassen zu wecken. Er selbst habe ein schlechtes Gewissen, weil er religiös empfinde: „Armenhaus und Christustraum, schlesischer Dialekt und religiöse Ekstase, dazu ein Notschrei aus verwundeter Seele über das soziale Elend, diese Züge kehren in den Dichtungen Hauptmanns immer wieder.“ Dieses Urteil habe ich im wesentlichen auch später beibehalten und selbst dann bestätigt gefühlt, als Hauptmann am 9. Juli 1946 in Agnetendorf im Riesengebirge starb, aber gemäß letztwilliger Verfügung in eine Mönchskutte gehüllt und auf Rügen begraben wurde. Vor ihm haben diese Leichenvermummung nur die Feudalherren des Mittelalters angewandt, die nach einem sehr unchristlichen Lebenswandel allen Grund hatten, sich der Kontrolle an der Himmelpforte nach Möglichkeit zu entziehen. Sollte Hauptmann in seinem vierundachtzigsten Lebensjahr in diese alten Gedankengänge entgleist sein? Oder war ihm insgeheim das Religiöse immer so sehr die Hauptsache gewesen, daß er Wert darauf legte, den Maskenball des Lebens in dieser Tracht zu verlassen? Es ist sonderbar, einen modernen Naturalisten auf den Pfaden der katholisierenden Romantiker zu treffen. Mit Novalis, Friedrich Schlegel und Zacharias Werner hat er doch eigentlich wenig Ähnlichkeit. Übrigens schweigt man jetzt bereits die Geschichte von der Todestracht nach Möglichkeit tot; denn was soll sich dabei ein skeptischer Berliner denken?

Dem Standpunkt, von dem ich alles beurteilen wollte, entsprach sicher Zolas wissenschaftliche Poesie am besten. Mit ihr verglich ich die bedeutendsten Leistungen der Naturalisten. Thomas Manns „Buddenbrooks“, und hob hervor, daß dieser deutsche Dichter Zola in der Ausgestaltung der Dialoge sogar überlegen sei. Daran schloß ich einen weiteren Vergleich, nämlich den mit [Johann Jakob] Engels „Herrn Lorenz Stark“, der hundert Jahre vor den „Buddenbrooks“ erschienen war. Auf diese Weise kam Thomas Mann sehr gut weg: „Die Kenntnis des seelischen Lebens und der Außenwelt ist unermeßlich bereichert, die Mittel der Darstellung sind vervielfältigt und verfeinert worden; der Dichter muß mit einem anspruchsvollen, aber er darf auch mit einem verständnisvollen Publikum rechnen.“ Dieser Vergleich war originell, aber richtiger wäre es gewesen, die „Buddenbrooks“ mit Goethes „Wilhelm Meister“ zu vergleichen, den ich doch gründlich kannte. Ich habe oft gesagt, das „Neunzehnte Jahrhundert“ bezeichne

den Höhepunkt meiner Kraft. Es ist darin allerdings alles bereits angeschlagen, was ich später zu Ende gedacht habe. Wirklich ausgegoren aber war dafür auch noch gar nichts. Besonders tritt das in den politischen Partien hervor. Es war noch kein richtiger Wein, sondern „Federweiße“, wie man in Wiesbaden den milchig trüben Most der zweiten Gärung nannte. In Wiesbaden hatte ich gern Federweiße getrunken, die sehr süß schmeckt. Als ich in Meersburg selbst Trauben kelterte, merkte ich, was alles noch darin herumschwimmt. Beim Keltern waren unsere nackten Arme bis in die Achselhöhlen mit „Ohrenkrabbelern“ besetzt, die aus den Trauben kamen, massenweise zerquetscht in den Saft hineinkamen und erst bei Abschluß der Gärung wieder entfernt waren. Seitdem lehne ich Federweiße schauernd ab und trinke lieber fertigen Wein. Daher kann ich es niemand übelnehmen, wenn er keinen Sinn für literarhistorische Federweiße hat. Beck hat mir aber erklärt, daß er das „Neunzehnte Jahrhundert“ auch nach dem Erscheinen der viel abgeklärteren neuen Auflage im Jahre 1922 immer noch sehr gern gelesen habe. Er liebte eben die monistischen Bestandteile, die halb verarbeitet darin spukten.

Natürlich besprach Richard M. Meyer mein Buch gut, ebenso ein junger Kollege, Dr. Paul Roth, der gerade an unsere Oberrealschule als Mathematiker und Physiker gekommen war. Vertraulich sagte er mir allerdings, ich triebe ihm zuviel „romantische Demagogenverfolgung“. Mein Ton werde zu gereizt, wenn ich über irgendeinen Romantiker redete. Roth hatte sich in seinen Studienjahren stark als Führer der Freistudenten betätigt, die vorher Finken genannt wurden. In deren Zeitung erschien seine Besprechung und wirkte günstig auf den Absatz. Im Schuldienst blieb Roth nicht lange, sondern kam im Ersten Weltkriege als ausgezeichnete Kenner der polnischen und russischen Sprache in eine wissenschaftliche Abteilung im Heeresdienst. Er schrieb zwei sehr gute Bücher über das Werden des polnischen Staates, der sich nach dem Kriege bildete, und wurde Vizekonsul in Odessa, da er sich der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands angeschlossen hatte. Aus Odessa stammte auch seine Gattin, Kallista Kunduris, die früh starb. Es ist schade, daß gerade die vielseitig gebildeten Menschen es meist nicht lange im Schuldienst aushalten, sondern bald in die Industrie oder an die Universität oder in die Politik abwandern. Daß ich an der Schule blieb, bis mich die Nazis hinauswarfen, und nach ihrem Sturze wieder an die Leibnizschule zurückkehrte, lag im Grunde an meiner Dickfelligkeit, die nach jedem Zusammenstoße mit dem Vorgesetzten größer wurde. Die oft gestellte Frage: „Warum sind Sie eigentlich nicht an der Universität?“ habe ich immer wahrheitsgetreu beantwortet: „Weil es mir an der Schule gefällt.“ Viel Glauben habe ich aber nicht damit gefunden.

Als Petersen einmal wieder durch Leipzig kam, schleppte er mich in einen Literatenklub, der jeden Montag abend im Ratskeller kneipte und sich die „Hexenküche“ nannte. Ihrem Namen hätte es besser entsprochen, wenn sie in Auerbachs Keller ihre Zusammenkünfte abgehalten hätte. Sie behaupteten aber, daß die Weine im Ratskeller besser und billiger wären, was sich als richtig erwies. Sie hatten mit dem Ratskellerwirt vereinbart, daß er ihnen im Gewandhaussaal, der eigentlich nur am Donnerstagabend für die Besucher der Gewandhauskonzerte, also der Leipziger Haute volée, geöffnet wurde, eine Ecke am Montag überließ. Nur diese Ecke wurde beleuchtet, man sah von ihr in den dunklen Saal. Das liebte ich schon seit meiner Studentenzeit, ich fühlte mich daher dort sofort wohl. Das eigentliche Gesicht gaben der Hexenküche die Brockhausschen Verlagsredakteure, Dr. Hermann Michel und Dr. Hubert Houben. Außerdem gehörte Dr. Julius Zeitler dazu, der aber nicht mehr für Hermann Seemann Nachfolger tätig war. Er hatte diesen und das ganze Leipziger Verlegerwesen in dem satirischen Roman „Der Jahrmart der Worte“ lächerlich gemacht, nahm es allerdings damals schon jedem übel, wenn er ihn an diese Jugendsünde erinnerte. Zeitler war Professor an der Kunstakademie, dort las er über Malerei. Zugleich aber war er Verlagsangestellter bei J. B. Metzler und redigierte für diesen die Tempel-Ausgabe der deutschen Klassiker und ein dreibändiges großes Goethe-Lexikon. Er war in Franken geboren und liebte die starken Malzeiten. Er hatte eine sehr stattliche Frau,

die vorzüglich kochte. Wenn man bei Zeitlers eingeladen war, kam man nicht ohne Magenbeschwerden nach Hause; obwohl nach dem Essen reichlich getrunken wurde. Zeitlers Spezialität war die Kenntnis der Zeitschriften. Er las alle und schrieb für eine ganze Reihe eigene Aufsätze, aber, wie Michel mit Recht feststellte, „in sehr schlechtem Stil“. Es war auffällig, wie wenig flott Zeitler schrieb, obwohl er beständig schrieb. Ein dichtender Lehrer, Münch, verfaßte unbedeutende Bücher über Pädagogik und historische Romane. Valerian Tornius, ein Balte, hatte bei Köster nicht ganz glatt seine Doktorprüfung erledigt und entwickelte sich ziemlich langsam zu dem bedeutenden Goethekenner, der sehr viel später Forschungen eines halben Jahrhunderts in einer großen Goethebiographie zusammenfaßte. Damals schriftstellerte er über alles Mögliche, kam aber auch im Roman nicht sehr vorwärts, bis er mit seinem Rembrandtroman, der auch verfilmt wurde, einen gewaltigen Erfolg hatte. Vorher lebte er jahrelang mit staunenswerter Gewandtheit von Schulden. Sein Konkurrent auf diesem Gebiete war Bräuning-Oktavio, der auch mich einmal um hundert Mark erleichtert hat. Unter dem Pseudonym Norderney verkehrte Bräuning in Bordellen und bekam sogar dort alles auf Kredit. Die hundert Mark habe ich verschmerzt, aber die armen Mädchen tun mir noch heute leid. Sporadisch verkehrten in der Hexenküche noch einige Jünglinge, deren einzige Beziehung zur Literatur in einem dünnen Heftchen selbstverfaßter Lyrik bestand. Vorläufig suchten sie nach einem Verleger für die Bücher, die sie später schreiben wollten, aber nie geschrieben haben. Der Architekt Gruner und sein Bruder, der Maler war, vertraten in der Hexenküche die bildende und die bauende Kunst. Der Architekt liebte es, seine Häuser mit Affen zu verzieren, so daß Houben sie Affenkäfige nannte.

Houben kam aus dem Rheinland und war entsprechend trunkfest. Er war aber aus der Bonner Gegend und nicht so liebenswürdig, wie die südlichen Rheinländer sind, sondern polterte in der Unterhaltung darauf los und verletzte bald den einen, bald den andern, mich natürlich nicht; denn ich konnte allerhand vertragen und im Notfalle noch lauter brüllen als er. Wir fanden uns gleich am ersten Abend, da er mein „Neunzehntes Jahrhundert“ gelesen hatte und wußte, daß ich ihn dort „den besten Gutzkowkenner“ genannt hatte. Wir gerieten in ein langes Gespräch über die Jungdeutschen hinein, das wir, als die andern Hexenköche nach Hause gegangen waren, im Kaffeeraum in der Fleischergasse bis in die Morgenstunden fortsetzten. Als wir uns trennten, verpflichtete er mich, ihm mein „Neunzehntes Jahrhundert“ zu schenken und dafür sein Buch „Jungdeutscher Sturm und Drang“ zu empfangen, dem ich sehr viel für die neue Auflage entnehmen konnte. Ein Versuch, Houben in mein Elternhaus einzuführen, schlug völlig fehl. Er geriet sofort mit meiner Mutter aneinander und brüllte dabei so, daß sie nach seinem Abgang sagte: „Den brauchst du nicht wieder mitzubringen. Er ist imstande, seinem Gesprächspartner die geleerte Flasche an den Kopf zu werfen. Solche Unterhaltungen liebe ich nicht.“ Ähnlich verlief ein Versuch, die gesamte Hexenküche in den Monistenbund zu schleppen, als ich dort wieder einmal einen Nietzschevortrag hielt. Houben empfing mich am nächsten Montag in der Hexenküche mit einem wilden Geschrei, daß die Monisten erstens ungebildete Menschen seien, die sogar Nitschke für Nietzsche sagten, und zweitens von mir noch vollends verdorben würden. Ich gewöhnte ihnen die Ehrfurcht vor der klassischen Literatur ab und schädigte damit das Verlagsgeschäft. Darauf fiel die gesamte Hexenküche über mich her, und die Auseinandersetzung nahm beinahe klassenkämpferischen Charakter an; denn in Geldfragen hört die Gemütlichkeit auf. Der einzige, der für mich Partei nahm, war der an der Stadtbibliothek angestellte Dr. Poetzsch, ein sehr gebildeter Konservativer, dem diese finanzielle Kritik zu plebejisch war. Er sagte: „Natürlich teile auch ich Riemanns Auffassung Nietzsches nicht. Noch viel mehr aber mißbillige ich eure Art der Kritik. Mein verstorbener Freund Friedrich Schlegel würde sich mit Entsetzen von diesem zu einer gewöhnlichen Zänkerei entarteten Symposium abwenden. Ich schlage vor, daß wir uns einem anderen Gesprächsstoff zuwenden.“

Das geschah, aber man blieb ziemlich dicht bei der Sache, indem man nunmehr über die Inquisition und die Hexenverbrennungen redete. Ich zitierte Scherrs Angabe, daß die letzte Hexe gerade im Geburtsjahre Goethes, also 1749, verbrannt worden sei. Poetzsch behauptete, daß man noch viel später Hexen verbrannt hätte. Er wolle auf der Stadtbibliothek die Literatur darüber nachsehen. Am nächsten Tage bekam ich einen Brief: „Herrn Dr. Riemann, Abstinente.“ Das war eine mir sehr ungewohnte Art der Adressierung. Poetzsch schrieb: „Der letzte geistliche Hexenbrand wurde 1793 in Posen verübt. Salut et fraternité! Poetzsch.“ Der französische Schluß bedeutet „Gruß und Händedruck“ und wurde von den Jakobinern verwendet. Hier war er etwa mit „Des alten Jakobiner!“ zu übersetzen. Poetzsch schätzte die Menschen nach Bildung und Verstandesgrad ein, nicht nach der Gesinnung, wie das die andern Konservativen taten.

Im ersten Jahre des Ersten Weltkrieges kam Poetzsch einmal zu mir und betrachtete sich staunend die gerahmten Bilder des monistischen Graphikers Fritz Zalisz, die eine ganze Wand bedeckten. Dieser junge Künstler war ein Schützling Haeckels, der sich das Exlibris für seine Bibliothek von ihm hatte zeichnen lassen. Seitdem schuf Zalisz unermüdlich Radierungen, auf denen Gedanken Haeckels in mehr oder weniger symbolischer Form dargestellt waren. Das fing mit kreisenden Gasnebeln an und endete mit aufgefundenen Schädeln, an denen schwarzberockte Pfaffen mit Beton arbeiteten, um die Ähnlichkeit von Affenschädeln und Menschenschädeln zu beseitigen. Inwiefern dazu auch noch das Firmenschild der bekanntesten Leipziger Betonfabrik gehörte, ist mir trotz langer und wiederholter Betrachtung der Radierung nie aufgegangen. Symbolische Kunst ist eben schwer zu deuten. Besonders aufmerksam betrachtete sich Poetzsch die damals neueste Radierung des jungen Künstlers. Auf ihr erhob sich neben einem vorstürmenden Bataillon die riesige Frauengestalt der weinenden Humanität, und die Unterschrift lautete: „Pazzia Bestialissima“ (viehische Dummheit). Poetzsch schüttelte den Kopf und sagte: „Da weint das dumme Frauenzimmer, weil etwas wunderbar Schönes geschieht, nämlich ein Sturmangriff.“ Er war Reserveoffizier und fiel bald darauf an der Westfront. Auch Zalisz, der als gemeiner Soldat ins Feld ging, zeichnete sich dort durch besondere Tapferkeit aus und wurde dekoriert. Er sagte mir, als ich mich darüber wunderte: „Wenn es hart auf hart geht und man eigentlich schon verloren ist, wird man zum Löwen.“ Die weinende Humanität hatte er völlig vergessen. Die Künstler sind labile Gefühlsmenschen. Man kann nie voraussagen, wie sie sich in einer bestimmten Situation verhalten werden. Zalisz verrannte sich nach dem Kriege in eine ganz sonderbare Theorie der Kunst. Er behauptete, die bildenden Künste verlangten eine gewisse Beherrschung der Technik. Aber wenn man sie völlig meistere, dann gerate man in den Formalismus hinein und fabriziere handwerksmäßig. Wirklich wertvoll sei nur ringende Kunst. Nach diesem Rezept ging er, als er die Graphik beherrschte, plötzlich zur Bildhauerei über und verlangte von uns Bewunderung für seine primitiven Schöpfungen. Als auch seine Holzschnitzereien zu wenig primitiv wurden, wandte er sich der Dichtkunst zu und war da allerdings so kindlich ungeschickt, daß ich mich schauernd abwandte. In seinem Alter lieferte er überhaupt nichts mehr, wie ich zu meinen Erstaunen hörte, als ich im Förderungsausschuß der Stadt Leipzig für eine Zuwendung an Zalisz eintrat. Damals beherrschte er offenbar die Technik jeder Kunst und durfte nach seiner Theorie in keiner mehr etwas schaffen. Seitdem bin ich sehr mißtrauisch, wenn mir jemand versichert, daß dieser oder jener Künstler nur ein „gewandter Macher“ sei. Der Beschäftigungsnachweis, der durch das Nichtkönnen erbracht wird, kommt mir recht fragwürdig vor.

Houben söhnte sich nach dem Krach wegen des Nietzschevortrags bald wieder mit mir aus. Er schickte mir seine ausgezeichnete Ausgabe von Eckermanns Gesprächen mit Goethe in einem prachtvollen Halbfranzband mit Lederecken und hatte darin die handschriftliche Widmung eingetragen: „Dem Rieder Eckermann zur Stärkung seiner klassizistischen Tendenzen.“ Zugleich bat er mich, Pate bei seinem Söhnchen zu stehen. Unter diesen Umständen konnte

ich das natürlich nicht abschlagen, aber es war doch eine recht sonderbare Situation, mit dem Elternpaar und dem Kinde in der katholischen Kirche zu sein und die Versiegelung der sieben Wege, auf denen die Sünde in den Körper des Säugling eindringen konnte, mit geweihtem Stolz mitanzusehen. Es war glücklich wieder Magie, und diesmal war ich an ihrer Anwendung sozusagen beteiligt. Ich war sehr zufrieden, als ich wieder draußen war. Noch viel lieber wäre es mir gewesen, wenn mich der Pfaffe als Monisten hinausgeworfen hätte.

1912 wurde Hauptmann von der Universität Leipzig zum Ehrendoktor gemacht. Er kam persönlich und hielt eine zu seinen Anfängen wenig passende Rede: „Die Wahrheitsliebe des Dramatikers prätendiert nicht die absolute Wahrheit, sondern sie respektiert das kühn erfaßte Mysterium.“ Bei dem üblicherweise sich anschließenden kostspieligen Festessen war fast die ganze Hexenküche da, und das war gut so; denn die Universität war zwar zahlreich vertreten, aber das gehobene Leipzig nur recht schwach. Allerdings war der Maler und Bildhauer Max Klinger mit seiner temperamentvollen Geliebten Elsa Asenieff da, aber diese wurde von den Leipziger Damen geschnitten, weil das Verhältnis nicht legitimiert war. Sie war sehr erfreut, als sich die Frauen der Hexenküchenmitglieder ihrer annahmen und sie aus der Einsamkeit erlösten. Gerhart Hauptmann sah melancholisch und müde aus. Resigniert unterschrieb er die Pakete von Ansichtspostkarten, mit denen die von ihren Verbindungen designierten Farbenstudenten ihre Angehörigen beglücken wollten. Als eine Pause in der Arbeit eintrat, näherte ich mich dem Dichter und sagte: „Erschrecken Sie nicht, mein Name ist Riemann; ich bin Schulmeister.“ – „Heute schrecken Sie mich nicht mehr,“ erwiderte Hauptmann lächelnd. „Ich bin doch nicht mehr acht oder zehn Jahre alt, sondern fünfzig.“ – „Darf ich Ihnen eine Frage stellen, die sich auf Ihren ‚Florian Geyer‘ bezieht?“ – „Aber bitte!“ – „Es gibt in der Odyssee Homers eine Stelle, an der Odysseus als Gast der Phäaken, die ihn nicht kennen, einen Rhapsoden hört, der die Taten des Odysseus berichtet. Da bricht Odysseus in Tränen aus und ruft: ‚Ich bin Odysseus, der Sohn des Laertes!‘ Als ich jetzt Ihren ‚Florian Geyer‘ sah, fiel mir auf, daß die Szene dort wiederkehrt. Haben sie dabei wirklich den Homer vor Augen gehabt?“ Hauptmann schien die Möglichkeit einer klassischen Beeinflussung als ein Kompliment zu empfinden, das ihn in die Nähe Goethes rückte. Er wiegte sinnend sein Haupt und erwiderte sehr freundlich: „Sie können recht haben.“

Die Unterredung war zwar kurz, aber nach Weddigen, Bodenstedt, Freytag, Gottschall, Fleischlen [Cäsar Flaischlen] und Münchhausen ging die Reihe mit Gerhart Hauptmann offenkundig noch einmal aufwärts. Nur kommt eine ganz ähnliche Szene auch in Martin Andersen Nexos Roman „Pelle der Eroberer“ vor. Daher fragte ich Andersen 1949, also 37 Jahre später auf einem Festmahl des Kulturbundes in Berlin, ob das „Ich bin Pelle!“ von dem Homerischen: „Eim Odysseus, Laertiades!“ abhänge. Darauf bekam ich eine ganz andere Antwort als die Hauptmanns. Andersen sagte unwirsch: „Ja, so seid ihr Literaturhistoriker! Ihr habt einen ungeheuren Haufen Bücher. Wenn ihr nun etwas von mir lest, fällt euch ein, daß ihr schon einmal etwas Ähnliches gelesen habt. Ihr geht an euer Bücherbord heran, zieht den betreffenden Band heraus und legt die Stelle neben meine. Dann muß ich die daher haben, während ich euer Buch nie gesehen habe. Ich habe überhaupt sehr wenig gelesen. Jetzt lese ich manchmal etwas, weil ich im Alter Zeit dazu habe. In der Jugend hatte ich mit dem Leben genug zu tun und kam gar nicht zum Lesen.“ – „Aber,“ wandte ich ein, „Sie haben doch nicht alles, was Sie schreiben, erlebt. Pelle kommt ins Gefängnis.“ – „Ich auch,“ knurrte Andersen. Ich nahm mich zusammen und erwiderte: „Natürlich aus politischen Gründen,“ – „Nein,“ rief Andersen, indem er sich stolz aufrichtete, „ich hatte gestohlen.“ Da ich nicht wußte, ob er das ernst gemeint hatte, sagte ich: „Mit Ihren Romanen habe ich mich sehr eingehend beschäftigt, als ich den Artikel über Sie im Großen Brockhaus schrieb.“ – „Brockhaus? Wat is denn dat?“ – „Ein Konversationslexikon.“ – „Habe ich nie gelesen.“ – „Also ich las Ihre Romane. Dabei fiel mir auf, daß der ‚Pelle‘

offenbar als proletarisches Gegenstück zu Jacobsens ‚Niels Lyhne‘ angelegt ist. Dieser impressionistische Roman ist durchaus bürgerlich, ebenso fein und zart, wie Ihr ‚Pelle‘ derb ist.“ Etwas gnädiger sagte Andersen: „Ja, das ist richtig.“ – „Da Sie aber auch in Spanien gewesen sind,“ fuhr ich fort, „glaube ich, daß der ‚Pelle‘ auch von den älteren spanischen Schelmenromanen abhängig ist.“ – „Was für Romane?“ – „Schelmenromane, die das Leben eines Landstreichers erzählen. Etwa der ‚Guzman von Alfarache.‘“ – Andersen lehnte ab: „Davon höre ich heute zum erstenmal etwas. Gelesen habe ich diese Romane nie.“ Ich blieb hartnäckig: „Sie werden nicht in Abrede stellen, daß Ihre Technik namentlich in der Heranziehung der Gerüche den Eindruck macht, daß Sie von Zola gelernt haben.“ Diesen Namen wollte er offenbar gar nicht hören; denn er sagte: „Ach, nun sind wir glücklich bei Zola! Mit dem kamen mir meine Kritiker gleich, als meine ersten Sachen erschienen. Darauf ging ich in den nächsten Laden, kaufte mir meine angeblichen Vorgänger und las etwas davon. Aber als ich sie, wie ihr behauptet, nachahmte, da hatte ich sie überhaupt noch nicht gesehen. Die Geschichte mit den Gerüchen faßt ihr ganz falsch auf.“ – „Ich meine die Szene, in der Pelle seinen Vater im Keller sucht. Als er dem ihm wohlbekannten Gerüche des Alten nachgeht, findet er ihn schließlich in einer Ecke.“ Andersen antwortete: „Davon versteht ihr eben nichts. Das proletarische Kind ist überall bedroht. Daher entwickelt es alle Sinne, auch den Geruchssinn. Es wittert Freund und Feind. Das gehört zum Klassenkampf, aber bei euch kommt es von Zola.“

Einige Monate später traf ich Andersen bei einem Essen im Leipziger Ratskeller. Inzwischen hatte ich gemerkt, daß er das Parteiabzeichen nicht als eine ausreichende Legitimation sah, sondern jeden, der ihn mit Sie anredete, als einen Bürgerlichen betrachtete und sich vom Leibe hielt. Daher sagte ich: „Genosse Andersen, du hast mir in Berlin gesagt, daß du sehr wenig liest und vor allem Klassenkampfdichter bist. Ich habe das sofort meinen Jungen in der Schule erzählt, die ganz verwundert darüber waren, daß es solche Dichter gibt.“ Darauf klopfte mir Andersen sehr vergnügt auf die Schulter und sagte: „Das hast du recht gemacht. Mach so weiter!“ Mein Register der Eigenwilligkeit und Launenhaftigkeit der Dichter ist seitdem um die Leute bereichert, die es als eine Beleidigung empfinden, wenn sie als literarisch gebildet betrachtet werden. Hoffentlich verbreitet sich diese Anschauung nicht weiter. Sonst gibt es eines Tages nur noch Dichter, aber keine Leser mehr.

Hauptmann litt unter der Idee, daß man ihn als einen ungebildeten Dichter betrachten könne. Er war von seinem fünften Lebensjahrzehnt an bemüht, sogar in der Haartracht und in der Haltung den alten Goethe zu kopieren. Daher kam man in Breslau auf den Einfall, Hauptmann als dem berühmtesten schlesischen Dichter die Ausarbeitung des Festspiels zu übertragen, das man 1913 zur Jahrhundertfeier der Befreiungskriege aufführen wollte. Hauptmann übernahm den Auftrag. Er paßte in seine goethisierende Richtung hinein; denn Goethe hatte hundert Jahre früher zur Feier der Befreiungskriege sein allegorisch verschnörkeltes Festspiel: „Des Epimenides Erwachen“ gedichtet. Hauptmann entnahm dem Altersstile Goethes auch solche formale Besonderlichkeiten wie das Reimen von unbetonten Silben auf betonte, also von „Gelächter“ auf „Nachtwächter“. Goethe hatte Blücher recht unzutreffend als „Friedensfürsten“ gefeiert. Das tat Hauptmann nicht, aber er machte aus Blücher eine humoristische Figur, wie sie schon Napoleon in dem „versoffenen Husaren“ gesehen hatte. Das, was von edlem Geist in den Befreiungskriegen lebendig war, verkörperte Hauptmann in der Athene-Deutschland, die „den nackten Mord des Krieges“ verdammt. Darüber waren die schlesischen Kriegervereine außer sich. Die schlesischen Zentrumswähler waren ebenso empört, weil Hauptmann im „Festspiel“ erklärte, der Heiland des ewigen Weltfriedens sei noch nicht geboren. Der deutsche Kronprinz drohte mit der Niederlegung des Protektorats über die Jahrtausendausstellung, wenn das „Festspiel“ weiterhin aufgeführt werde. Darauf setzte man es ab. Nunmehr folgte ein Entrüstungsturm der Intellektuellen, die nicht begriffen, daß man mit der Feier der Befreiungskriege 1913 die Kriegsstimmung

für 1914 vorbereitete. In der Ortsgruppe Leipzig des Deutschen Monistenbundes hielt ich eine Rede über das „Festspiel“ und veranlaßte die Absendung eines Sympathietelegrammes an Hauptmann, der sofort mit einem höflichen Danktelegramm antwortete. Außerdem schrieb ich im „Monistischen Jahrhundert“ einen Aufsatz, in dem ich hervorhob, daß die Bühnendichtung jetzt anfangen, in der Bilderfolge von der aufblühenden Filmkunst zu lernen. Wir fielen aus den Wolken, als Hauptmann 1914 schlechte Kriegslieder dichtete und dafür dekoriert wurde. Wir haben später noch öfter Gelegenheit gehabt, uns über seine Wandlungsfähigkeit zu wundern. Als Hitler zur Macht gekommen war, gab sich Hauptmann zu einer öffentlichen Schaustellung her, in der zahlreiche Hakenkreuzfahnen vor ihm feierlich gesenkt wurden, obwohl die Träger derselben sicher keine Zeile von ihm gelesen hatten. Heimlich aber dichtete Hauptmann damals Verse, in denen Hitler als „seichende Hyäne“ bezeichnet wurde. Nach Hitlers Tod ließ er diese Verse drucken. Der Schweizer Literaturprofessor Mühlestein, mit dem Hauptmann befreundet war, erzählte mir, er habe dem Dichter während der Nazizeit einmal Charakterlosigkeit vorgeworfen. Darauf sei Gerhart Hauptmann in Tränen ausgebrochen und habe geschluchzt: „Du hast recht. Ich bin ein schwacher Mensch.“ In solchen Augenblicken gab er also die Goethepose auf; denn Goethe hat wiederholt die Reue für den nutzlosesten aller Affekte erklärt.

Über die Affäre redeten wir 1914 und 1915 sehr oft im Monistenbunde, weil sich ihm auch der Nervenarzt Dr. Knopf angeschlossen hatte, ein Anhänger der Psychoanalyse Sigmund Freuds (1856-1939). Diese machte die von den Marxisten selten herangezogene Erotik zum herrschenden Prinzip. Wie sie nur wirtschaftliche und politische Probleme kannten, so sah Freud überall nur sexuelle. Knopf war zweiter Arzt der Irrenanstalt in Thonberg und hatte dort auch meinen Onkel Oberkonsistorialrat behandelt, der nach mehreren Schlaganfällen verblödet war und seitdem mit Vorliebe Unanständigkeiten herausprudelte, die er während seiner Amtszeit nicht hätte äußern dürfen. Außerdem redete er ständig davon, daß er jetzt nur noch „selig sterben“ wollte. Knopf sagte uns, der Wunsch zu sterben sei immer ein Symptom, daß die Kranken gewaltige Angst vor dem Tod hätten. Sie redeten eben von dem, wovor sie sich fürchteten. Schon das sind Freudsche Deutungen. Knopf erzählte uns aber auch von den Einzelheiten der Behandlung, in der man bei Besprechung der Träume über die heuchlerische Hülle zu den verdrängten Wünschen vorstößt, die das gesamte Traumleben beherrschen. Man sagt ein Wort, meinetwegen „Leinwand“, und läßt den Patienten alle Worte nennen, die ihm dann nacheinander einfallen, z.B. Fabrik, Spinnrad, Spinnerin, Schönheit, Schultern. Man schreibt die Worte nieder und macht, sobald der Patient stockt, einen Querstrich. Wenn man eine Anzahl von solchen Listen beisammen hat, bekommt man heraus, vor welchen Vorstellungen der Patient gewohnheitsmäßig stockt. Wenn seine Assoziation bei „Leinwand“ sofort „Unterhose“ oder „Hemd“ ist, sagt er das gewiß nicht, sondern macht eine Pause. Also ist eine Zensur da, die eine bestimmte Vorstellung immer wieder zurückdrängt, sie als unmoralisch verbietet. Der Patient weiß gar nicht, welche Vorstellungen ihm verboten sind, weil er das Erlebnis, mit dem sie zusammenhängen, vergessen hat. Es führt nur noch im Unterbewußten eine gespenstische Existenz. Mit solchen Erzählungen Knopfs über seine Praxis fanden wir uns sehr leicht in die Lektüre von Freuds „Traumdeutung“, die 1900 erschienen war, und die seines Buches „Totem und Tabu“, das 1918 erschien, hinein. Wir lasen aber auch Alfred Adler, Stekel und andere Vertreter der Freudschen Schule. Als ich 1916 in der Etappe lag und sehr viel Zeit hatte, machte ich aus Freuds System ein didaktisches Poem von 450 Versen. Leider ist auch dieses Gedicht beim Bombenangriff 1943 verbrannt, und ich kann nur ein Teilstück davon aus dem Gedächtnis zitieren:

*Die Psychoanalyse Freuds,
Das ist fürwahr ein rechtes Kreuz!
Was man aus Anstand unterdrückt,*

Wird frech ans Tageslicht gerückt,
 Und was als höchste Tugend galt,
 Läßt diesen Seelendeuter kalt.
 Der Säugling, dieses Rosenschweinchen,
 Entblößt sich, strampelt mit den Beinchen
 Und möchte ohne Schamesröten
 Wie Ödipus den Vater töten,
 Um selbst die Mutter vorzunehmen.
 Dann muß man sich der Zucht bequemen,
 Denkt wachend solche Dinge kaum
 Und tut sie nächtlich doch im Traum.
 Der Tageseindruck, das Rezente,
 Ist nur die Maske fürs Latente,
 Für das Verborgene, Versteckte,
 Das erst der weise Freud entdeckte.
 Aus unserm Schnarchen, Schnaufen, Stöhnen
 Hört er die tiefste Weisheit tönen
 Und weiß genau, was wir gedacht
 Im tiefsten Schlaf um Mitternacht.
 Will einer „gen Italien reisen“,
 So will er Genitalien preisen.
 Hängt die Crawatte nicht am Hals?
 Ein andres Ding hängt ebenfalls.
 Ein Weib, entzückt von Dimensionen,
 Sieht er als Riesenluftschiff thronen.
 Man rennt im Traum durch den Palast,
 Der viele hundert Zimmer faßt,
 Fragt im Erwachen, schweißbedeckt,
 Wo hier das Sexuelle steckt,
 Und hört von Freud auf solche Fragen,
 Das sei wahrhaftig leicht zu sagen:
 Unweigerlich bedeuten immer
 Die Zimmer nichts als – Frauenzimmer.
 Der Traum, die Büchse der Pandora,
 Gießt wie das Blumenhorn der Flora
 Symbole aus mit tausend Namen
 Für ihre Schilde, seinen Samen.

Der Schluß des Lehrwesens ist äußerst moralisch und sogar, was bei mir einzig dasteht, ein bißchen antisemitisch:

Ein schwüler Moschusdunst umwallt
 Des Seelenmagiers Mißgestalt.
 Hier regt ein Mittelding die Zunge:
 Halb Philosoph, halb Judenjunge.
 Vollführt nur weiter euren Tanz,
 Ihr Ferkel, um den Riesenschwanz
 Und um das Mittelstück am Weibe,
 Doch bleibt gefälligst uns vom Leibe!

Das ist leider nur der achte Teil; warum ich das andere vergessen habe, muß ein Freudianer feststellen. Er wird vermutlich sagen, daß die innere Zensur aus meinem Seelenleben sieben Achtel verdrängt hat. Das ist mir aber ganz unwahrscheinlich, da die Zensur bei mir ungewöhnlich schwach ausgebildet ist, wie ich gerade bei der Lektüre der Freudschen Schriften festgestellt habe. Ich pflege schamlos zu träumen. Die täuschenden Einbildungen spielen keine Rolle.

Aus dem Felde schickte ich das Gedicht an Knopf und fragte an, ob die Freudsche Theorie darin faßlich und behaltbar dargestellt sei, wie man das von didaktischer Poesie verlangt. Darauf bekam ich von Knopf die unerwartete Antwort, daß er mein Gedicht mit einigen Freunden analysiert habe. Sie hätten dabei sehr interessante Beobachtungen gemacht und wären nunmehr völlig über mich informiert. Auf weitere Behandlung ließ ich mich aber nicht ein, weil ich mich für völlig gesund hielt. Schon höre ich einen Freudianer sagen: „Das ist ein sehr bedenkliches Symptom. Er wünscht, gesund zu sein. Also hat er Angst vor geistiger Erkrankung.“ Die eigentliche Kunst der Freudschen Schule besteht darin, durch die Psychoanalyse, die sie jetzt lieber „Tiefenpsychologie“ nennen, alles auf den Kopf zu stellen. Das zieht immer eine Zeit lang. Von 1910 bis etwa 1930 wurde im Monistenbund sehr viel in Freudschen Deutungen dilettiert. Das Wertvollste, was diese philosophische Richtung geliefert hat, ist der „überkompensierte Minderwertigkeitskomplex“. Er liegt vor, wenn ein Stotterer sich zum großen Redner, ein Schwerhöriger zu einem bedeutenden Musiker, ein ängstlicher Mensch zu einem Vollbringer von Heldentaten entwickelt. Es kommt dabei durchaus nicht immer etwas Wertvolles heraus, sondern sehr häufig ein Lassalle, Trotzki, Wilhelm II. oder Hitler. Amüsant ist es, daß der Ausdruck Minderwertigkeitskomplex, den Freud geprägt hat, unserem Sprachschatze so fest einverleibt worden ist, daß er auch von der Nazipresse, die alles Nichtarische verfluchte, ahnungslos weiter gebraucht worden ist.

Über die Behandlung der Irren hörten wir, das heißt Beck und ich, als wir Knopf in seiner Anstalt besuchten, mancherlei Neues. Es gab in Thonberg überhaupt keine Gummizelle, und es war streng verboten, die Kranken zu schlagen. Statt dessen wurden die Ärzte häufig von ihren Patienten tätlich angegriffen. Eine besonders rabiate Alte versteckte sich hinter der Tür ihres Zimmers, wenn sie Knopf kommen hörte, und fiel dann über ihn her. Einmal kam er mit zerrissener Uhrkette und zwei großen Beulen am Kopfe in den Monistenbund und sagte: „Die Alte hat mich wieder verhauen!“ Von der Abstinenz hielt Knopf, der Sohn eines Schwarzwälder Winzers, gar nichts. Er sagte, an den Irren sei nicht mehr viel zu verderben. Man müsse ihnen ein relatives Wohlbefinden verschaffen und fange daher zweckmäßig mit einem Schnitt Bier gleich nach dem Morgenfrühstück an. Zwecklose Aufregungen müsse man den Kranken ersparen. daher sei es ganz verkehrt, ihre fixen Ideen dadurch zu bekämpfen, daß man sie für sinnlos erkläre. Dabei erfolge nach allen seinen Erfahrungen stets ein wütender Widerstand. Bei Neurosen müsse man natürlich die Wahnidee erst einmal herausbekommen, dann das Erlebnis, durch das sie veranlaßt worden sei, mit großer Geduld feststellen und endlich dem Patienten zur Ruhe zu verhelfen, indem man ihm die Ursache seines Leidens aufdecke. Sobald man diese aus dem Unterbewußtsein, in dem sie herrsche, ins Bewußtsein heraushebe, verliere sie ihre Macht. Das Eingehen auf die Wahnidee war Knopf in dem Grade zur zweiten Natur geworden, daß er auch mit gesunden Menschen keine Gespräche führen konnte, ohne ihnen wiederholt zu versichern, daß sie vollkommen recht hätten. Diese Art, den Partner zu beruhigen, wandte er auch in den Debatten des Monistenbundes an. Daher war er anfänglich dort sehr beliebt. Allmählich merkten wir aber, daß er sich so benahm, als wenn er in einen Klub von Verrückten geraten wäre. Verschiedene Mitglieder revanchierten sich in der Form, daß sie behaupteten, er sei nach dem langjährigen Umgang mit Irren selbst nicht mehr normal. Als die Nazis zur Macht kamen, schlossen sie aus der Tatsache, daß Knopf die von dem Juden Freud erfundenen Methoden

anwandte, er sei selbst ein Jude. Sie lauerten ihm eines Tages auf offener Straße auf und verprügelten ihn. Knopf setzte in die Zeitung, daß er rassenreiner Arier sei und von armen Weinbauern abstamme. Er verwand aber die Schande der öffentlichen Mißhandlung nicht, sondern wurde schwermütig und vergiftete sich. Sein Ende wurde wenig beachtet, weil solche Vorkommnisse damals in Deutschland an der Tagesordnung waren. Eigentlich hätte Knopf die Mißhandlung durch die verblödete Schlägerkolonne ebenso verurteilen müssen, wie die Exzesse der rabiaten Alten in Thonberg. Die Rohlinge, die sich an ihm vergriffen, werden aus seinem Freitod nur geschlossen haben, daß er also doch ein Jude gewesen sei. Mit diesem Kurzschluß waren sie ja immer bei der Hand.

Den Ersten Weltkrieg überstand der Monistenbund noch gut. Wir wurden zwar polizeilich überwacht, seit ein anarchistisches Blatt einen pazifistischen Artikel des „Monistischen Jahrhunderts“ mit Quellenangabe abgedruckt hatte, aber da zu allen Versammlungen immer dieselben siebenundzwanzig getreuesten Mitglieder erschienen und nie ein unbekannter Herr in Zivil, bestand die sogenannte Überwachung, die man uns angekündigt hatte, wohl nur aus einer gelegentlichen Befragung des bedienenden Kellners. Ich muß aber gestehen, daß ich einen Österreicher namens Gersuni, der erst seit Kriegsbeginn bei uns verkehrte, im Verdacht gehabt habe, ein Spitzel zu sein. Er bezahlte nämlich seine Beiträge nur unter der Bedingung, daß sein Name nicht in die Mitgliederliste aufgenommen wurde. Derartige halbe Mitläufer sind mir immer verdächtig gewesen. Er behauptete, wir wären nicht mit den österreichischen Verhältnissen vertraut. Dort gelte die Gottlosigkeit als eines der schwersten Verbrechen. Aber er hat mich nicht zu der Meinung bekehrt, daß eine solche halbe Zugehörigkeit irgendeinen Wert hat.